

Heft 53
Juli 2019
27. Jahrgang

FORUM *Supervision*

Wie „deutsch“ ist die Supervision?

Olga Blank
Anna Dumpe
Katharina Gröning
Tina Heitmann
Anika Humme
Elisabeth Rohr

Onlinezeitschrift für Beratungswissenschaft und Supervision: „FoRuM Supervision“
Wie deutsch ist die Supervision?
(Heft 53)
27. Jahrgang

Herausgegeben von

Prof. Dr. Frank Austermann

Prof. Dr. Katharina Gröning

Redaktion

Petra Beielstein

Volker Dieringer

Heike Friesel-Wark

Hans-Peter Griewatz

Tina Heitmann

Anna Kießlich

Heidrun Stenzel

Kontakt

Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung an der Universität Bielefeld e. V. (ZWW)

Weiterbildender Masterstudiengang "Supervision und Beratung"

z. Hd. Frau Prof. Dr. Katharina Gröning

Postfach 100131

33501 Bielefeld

E-Mail: onlinezeitschrift.supervision@uni-bielefeld.de

Homepage: <http://www.beratungundsupervision.de>

ISSN 2199-6334



Juli 2019, Universität Bielefeld

Inhalt

Vorwort	5
I Artikel	
<hr/>	
Olga Blank Migration und Sprache	9
Elisabeth Rohr Interkulturelle Supervision: ein ethnozentrisches Phantasma?	18
Tina Heitmann & Anika Humme Bielefelder Studie zu Diversität in der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e.V. (2019) <i>Diversität – Fremdheit – Habitus</i>	30
II Kasuistik	
<hr/>	
Anna Dumpe Reflexives Denken <i>Sozialwissenschaftliche Denktheorien als Grundlage der Beratung am Beispiel von John Dewey, Pierre Bourdieu und Wilfred Bion</i>	38
Katharina Gröning Supervision mit einer Asylverwaltung.	54
III Rezensionen	
<hr/>	
Heidrun Stenzel Die Vereindeutigung der Welt- Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt <i>Arme neue Welt – Wie authentisch sind wir?</i>	64
Volker Dieringer Kommunikation des Vertrauens	68
Birgit Schulte-Kloke Supervision mit Lehrkräften. Ein Leitfaden für die professionelle Beratung. Mit Online-Materialien	71
Katharina Gröning Louis Lowy. Sozialarbeit unter extremen Bedingungen. Lehren aus dem Holocaust	73
Hans-Peter Griewatz Eine schulübergreifende Systematik moderner Psychoanalyse. Seelenmodell, Hermeneutik, Therapie.	75

IV Berichte

Volker Jörn Walpuski

Zwischen Ursprüngen und Visionen der Supervision

*Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der DGSv 2018 am 28. und 29.9.2018
im Haus der Kirche in Kassel*

83

Lars Vogel

Bericht zum 2. DGSv-Netzwerk Forschung

87

Autor_innenverzeichnis

89

Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser,

ich begrüße Sie herzlich zu unserer Sommerausgabe von Forum Supervision. Das Ihnen vorliegende Heft „Wie ‘deutsch’ ist die Supervision?“ wirft unterschiedliche Perspektiven auf Interkulturalität und Diversität im Kontext von Supervision. Ein besonderer Akzent wird dabei auf die Auseinandersetzung mit dem Fremden gelegt: Fremdheit als intrapsychisches und interaktionelles Phänomen vor dem Hintergrund eines Übertragungs- bzw. Gegenübertragungsgeschehens und Fremdheit im Sinne einer sozialtheoretisch und damit soziokulturell wirksamen Größe, die es gilt sehr viel stärker in den Blick zu nehmen.

Es ist die Frage der Relativierung des überwiegend problemzentrierten Blicks auf fremde Kulturen, den es hier zu entfalten gilt. Ein Relativierungsprozess wurde auf wissenschaftlicher Ebene bereits durch die Etablierung der soziologischen Kategorie der Diversität befördert. Fremdsein bzw. sich fremd fühlen, ist demnach nicht mehr nur eine Frage von Kultur und Ethnie, sondern vielmehr auch von Geschlecht, sexueller Orientierung, Alter, Religion und Behinderung. Dieser Blickwinkel sensibilisiert für die Notwendigkeit, das Fremde einerseits in seinem Verhältnis zu unterschiedlich wirksamen soziologischen Kategorien zu relativieren und gleichzeitig in seiner Bedeutung weiter auszudifferenzieren. Daneben wird der Problemfokus auf Interkulturalität durch die Debatten um eine egalitäre, transkulturelle/transnationale Perspektive durchbrochen und erweitert, wie Elisabeth Rohr in ihrem Beitrag anschaulich darlegt.

Bevor ein Überblick über die einzelnen Beiträge erfolgt, erlauben Sie mir ein paar Überlegungen in eigener Sache. In der Auseinandersetzung mit dem vorliegenden Heft wurde auch ich selbst noch einmal mit der Frage des Fremdseins konfrontiert. Bis zu meinem 13. Lebensjahr wuchs ich - zwar mit deutschen Eltern - nicht in Deutschland auf. Was empfinde ich als „sehr deutsch“? An Gefühle von Fremdheit und irgendwie Anders-Sein kann ich mich noch gut entsinnen, als Jugendliche fanden sie ihren Ausdruck in einem starken Bedürfnis, nicht aufzufallen und in der Entwicklung einer hohen Sensibilität, was als nicht angemessen bzw. als angepasst gilt. Diese Gefühle von Fremdheit nahmen interessanter Weise im Zuge meiner Supervisionsweiterbildung wieder stark an Fahrt auf und fanden nun ihren Ausdruck in starken Schamgefühlen, in Wut und Ärger. Im Rahmen der Theoriereihe zur „Reflexiven Supervision“ zum Thema „Wie deutsch ist die Supervision?“ hatte ich dann das Vergnügen, mich mit einer Teilnehmerin in einem längeren Gespräch über unser Fremdheitserleben in Deutschland austauschen zu dürfen. Uns einte u. a. das diffuse Gefühl und die Anstrengung beim Sprechen vernünftig, durchdacht und überlegt rüberzukommen. Zu viel emotionaler Ausdruck, zu viel Spontaneität und Witz werden in Deutschland, so unsere Erfahrung,

schnell argwöhnisch beäugt: Kategorien von Ordnung und Disziplin werden eben auch im sprachlichen Ausdruck zugrunde gelegt.

Wenn wir annehmen, dass dies nicht das Ergebnis meiner Partikular-Biografie ist und ich zudem zu den privilegierten „Migranten“ gehöre, dann stelle ich mir in der Auseinandersetzung mit diesem Heft die Frage, wie es wohl „echten“ Migranten gehen muss, die bedeutend stärker mit Fremdheitserleben und Fragen der Assimilation zu kämpfen hatten als ich. Einer der zentralen Ergebnisse der von Tina Heitmann und Anika Humme durchgeführten Befragung an DGSv Mitglieder in Bezug auf das Erleben von Diversität, belegt einen klaren Zusammenhang zwischen Fremdheitserleben und sozioökonomischen Status. Dieser Zusammenhang überrascht nicht! Supervision als „kollektives Aufstiegsprojekt“ der Bildungsaufsteiger*innen klärt die Frage der Zugehörigkeit über Distinktion. Migrantin oder Migrant zu sein wird zu einer sozialen Kategorie, die - wie Katharina Gröning in ihrer Kasuistik deutlich macht - immer auch in der Gefahr steht, allzu schnell dem Proletariat zugeordnet zu werden. Welche Mechanismen in diesem Fall greifen, um die Ebene der Distinktion weiter aufrecht zu erhalten (wie z. B. das Wegdiskutieren der Tragweite einer sozialen Kategorie und das Bedürfnis, soziale Merkmale personenbezogen als biografisches Defizit zu diskutieren), wären aus meiner Sicht für die Supervisionsqualifizierung wichtige Themen.

Nun zum Inhalt des Heftes: Der einführende Beitrag von *Olga Blank* befasst sich im Schwerpunkt mit dem Verhältnis von Sprache und Migration u. a. auf der Grundlage der wissenschaftlichen Überlegungen und klinischen Erfahrungen des selbst migrierten Ehepaars Grinberg & Grinberg in ihrem Werk „Psychoanalyse der Migration und des Exils“ (2016). Olga Blank nimmt den/die Leser*innen auf einfühlsame Weise in die entwicklungspsychologischen und identitätskonstituierenden Dimensionen von Sprache und Spracherwerb mit. Die Melodie der Sprache erst macht sie zu etwas Eigenem, Vertrautem, sie verwurzelt und verbindet den Sprechenden mit sich selbst. Gleichzeitig ist sie, anders als Grammatik und Wortschatz, nur schwer in der späteren Sozialisation erwerbbar und stellt somit immer auch eine Hürde bei der Integration, eine Quelle von besonderer Anstrengung und Herausforderung, dar.

Elisabeth Rohr befasst sich mit der richtungweisenden Frage, ob es so etwas wie eine „interkulturelle Supervision“ überhaupt gibt, oder ob sie nicht vielmehr einen ideologischen Anspruch formuliert, im Sinne eines „ethnozentrischen Phantasma“, wodurch der Blick auf die eigentliche Problematik verstellt würde. Unter Hinzuziehung aktueller wissenschaftlicher Debatten zu Transnationalität und Transkulturalität, plädiert Elisabeth Rohr dafür, die Fixierung auf das eindimensional Fremde aufzulösen. Damit erweitert sie den sich immer wieder reproduzierenden, defizitären Blick auf Migrant*innen und Flüchtlinge, um die Perspektive einer sich heterogen vermischenden und sich damit immer wieder neu konstituierenden Gesellschaft. Im Vordergrund steht

die Auseinandersetzung mit Fremdheit und zwar in der Weise, was wir Deutsche in diese Fremdheit einbringen.

Tina Heitmann und *Anika Humme* gehen der Frage nach der Interkulturalität von Supervision empirisch nach. Im Vordergrund steht dabei nicht die Auseinandersetzung mit Spezifika von Kultur und Fremdheit im Supervisionssetting bzw. im Kontext von Supervisionsprozessen. Vielmehr geht es auch hier um die Frage des Perspektivwechsels durch das In-den-Blick-nehmen des Eigenen. Die von ihnen durchgeführte Online-Befragung untersucht das subjektive Erleben der DGSv-Mitglieder bezogen auf die Diversitäts-Merkmale Kultur (Ethnie), Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Behinderung und Religion. Fokussiert wurden jedoch in der Hauptsache die Merkmale der Ethnie und der Kultur. In Bezug hierauf zeigte sich die Mitgliederkultur mehrheitlich deutsch, Gefühle von Fremdheit wurden im Zusammenhang mit Migration von nur wenigen Befragten benannt. Muslime fanden sich unter den befragten Supervisorinnen und Supervisoren keine, was nicht repräsentativ für die deutsche Bevölkerungsstruktur ist und deshalb Fragen aufwirft. Interessant sind die Hinweise auf subjektiv wahrgenommene Unterschiede bzw. Gefühle von Fremdheit zwischen Ost- und Westdeutschland. Ebenso der Zusammenhang von Fremdheitserleben unter Einbeziehung des Alters und unter Berücksichtigung des sozioökonomischen Status, bzw. habitueller Dimensionen, während der Supervisionsqualifizierung.

Anna Dumpe analysiert in ihrem Beitrag zum „Reflexiven Denken“ das Fallbeispiel der Einzelsupervision einer Pflegemutter, die, über die Aufnahme eines 13-jährigen Jungen in ihre Pflegefamilie, an ihre persönlichen und beruflichen Grenzen stößt. Auf der Grundlage sozialwissenschaftlicher Theorien von John Dewey, Pierre Bourdieu und Wilfried Bion werden biografische und berufsbiografische Prägungen sowie insbesondere auch habituelle Grenzen der Supervisandin deutlich, die in Zusammenhang mit einer unzureichenden Integration und dem Bedürfnis nach Ausblendung der Vorgeschichte des Pflegesohnes stehen. Die Reflexion dieser ineinandergreifenden Ebenen ermöglicht der Supervisandin, einen anderen Verstehens Zugang zu sich selbst und zu ihrem Pflegesohn zu entwickeln.

Katharina Gröning schildert den Fall einer syrischen Großfamilie, die im Zuge einer durch die Asylverwaltung angeordneten Zwangsräumung, erheblichen Widerstand gegen die Polizei und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Asylverwaltung leistet, was zum Abbruch der Maßnahme führt und schließlich in der Zwangsunterbringung des Familienvaters in der Psychiatrie kulminiert. Im Zuge der Supervision mit dem zuständigen Team von Verwaltungsmitarbeiter*innen der Asylverwaltung werden - im Rahmen einer Ereignisanalyse zum Verstehen des Fallverlaufs - unterschiedlich bedeutsame Sozialtheorien herangezogen. Hier werden im Besonderen das Selbstverständnis und Rollenverständnis der Asylverwaltung als nachsozialisierende Instanz bezogen auf eine rationale Lebensführung im Sinne Max Webers sowie die von

Fritz Schütze beschriebene Eigendynamik der Aktenführung und nicht zuletzt die Ebene der kulturellen Übertragungen herangezogen. Katharina Gröning zeigt auf, wie Migrant*innenfamilien mit dem gesellschaftlichen Makel der Proletarisierung behaftet werden, der mit einer Besinnung auf die ethnischen Wurzeln zur Wahrung der eigenen Würde beantwortet werden muss. Ähnlich wie im Beitrag von Olga Blank wird auch hier die Herausforderung der Assimilation deutlich, nämlich mit einem double-bind umgehen zu müssen, der unweigerlich einen Verlust von Identität nach sich zieht.

Rezensionen und Tagungsberichte runden das vorliegende Heft ab.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und einen schönen Sommer.

Herzliche Grüße von Ihrer Redaktion

Heike Friesel-Wark

Olga Blank

Migration und Sprache

Zusammenfassung

In Anlehnung an das Buch „Psychoanalyse der Migration und des Exils“ von Rebeca und Leon Grinberg wird in dem vorliegenden Beitrag aufgezeigt, welchen herausfordernden Aufgaben Migranten beim Erlernen der neuen Sprache ausgesetzt sind. Die beiden Psychoanalytiker, selbst von Migration betroffen, verdeutlichen anhand ihrer langjährigen Erfahrungen mit Migranten die Komplexität des Spracherwerbs und die damit einhergehenden enormen Schwierigkeiten der Migranten, die Muttersprache als Produkt der bisher erlebten und mitgebrachten Kultur in der neuen Welt zu erhalten und gleichzeitig die neue, die fremde Sprache zu lernen.

Der Fremde

*„Weißt du,
Nichtfremder,
was das Fremdsein bedeutet?
Weißt du, wie es sich anfühlt?
Nein, sagst du.
Dann höre mir zu.
Fremdsein heißt,
als würde man plötzlich
unzählige Jahre
zurückgeschleudert,
weit weg in die Kindheit,
als Mutter am Bette noch
süßlich Schlaflieder sang
als sie dort Nacht für Nacht wachte,
die Bettdecke zum hundertsten Mal
zurechtrückte.
Fremdsein heißt,
als wäre man
ein kleines, schutzloses Kind...
Ohne Mutter!*

*Du staunst?
 JA-ohne Mutter neu sprechen
 und gehen lernen,
 ganz allein
 die fremde Welt erkunden,
 neue Gerüche wahrnehmen,
 neue Gefühle durchleben,
 neue Geräusche hören,
 neue Umgebung erspüren
 und sie sehen,
 neu lachen, neu weinen,
 neu streiten und neu verzeihen,
 und all das Neue deuten lernen.
 Ein fremder Kosmos – gleich
 Der kalten Welt der Erwachsenen.
 Neue Gesichter,
 neue Erzieher,
 ganz neue Regeln,
 viele Regeln! (...)“ (Rosenstern 2012)*

Eigentlich sind wir mit dem Fremden seit unserer Geburt vertraut. Der Philosoph Bernhard Waldenfels (2007) sagt, dass das Fremde eigentlich unser ständige Begleiter sei „Eigenes mit Fremden durchsetzt“. Die erste Beziehung des Kindes, so Bernhard Waldenfels, basiert auf Erfahrungen mit dem Anderen, mit dem Fremden. Dabei ist eigentlich die Fremde die Mutter. Das Kind lernt in einem intersubjektiven Raum, „der das Mitsein ermöglicht“, durch das Feingefühl seiner Mutter, seine Fremdheit zu ertragen und zu überwinden (vgl. Feldmann et al. 2013:54).

Rebeca Grinberg und Leon Grinberg bezeichnen in ihrem Buch „Psychoanalyse der Migration und des Exils“ die Geburt als erste Migration im Leben eines jeden Menschen. Die beiden Autoren haben selbst eine Migrationserfahrung erlebt. Das Ehepaar Grinberg emigrierte 1976 vor dem Terror-Regime Videlas aus Argentinien nach Spanien.

Ein Schwerpunkt der beiden Psychoanalytiker in den veröffentlichten Arbeiten war die Psychopathologie der Migration. Den Hintergrund ihrer wissenschaftlichen Überlegung dazu bildete ihre eigene Migration sowie ihre langjährigen klinischen Erfahrungen mit Migranten und Menschen, die zum Exil gezwungen waren.

Rebeca und Leon Grinberg untersuchten in ihrer Arbeit die Motivationen, die Ängste und die Phantasien bezogen auf die alte und neue Umgebung der Migranten.

In Anlehnung an Wilfred R. Bion beschreiben sie die Migration als „katastrophenartige Veränderungen“ mit potentiell traumatischen und identitätsbedrohenden Auswirkungen- oder im Gegensatz, als „eine erfolgreiche und kreative Entwicklung mit der tiefen Bedeutung einer bereichernden „Wiedergeburt““ herausstellen kann (vgl. Grinberg/Grinberg 2016: 15).

Migration hat mit Übergängen zu tun. Genauer gesagt mit entscheidenden und einschneidenden Übergängen im Leben eines Menschen, die eine Vielfalt von Gefühlen in dem Betroffenen auslösen. Die Grenze der Heimatkultur wird verlassen und das Vertraute hinter sich gelassen.

Hannah Arendt drückt in ihrem berühmten Essay „Wir Flüchtlinge“ aus dem Jahr 1943 ihre Verzweiflung als Betroffene folgendermaßen aus:

„Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit des Alltages verloren. Wir haben unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingebüßt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle“. (Arendt 2016: 10)

Das Erlernen der Sprache und sich in der neuen Sprache zurecht zu finden, ist eine der herausforderndsten Aufgaben im Verlauf des Migrationsprozesses für die Betroffenen.

Beim Erlernen der Sprache geht es weniger darum das gesprochene Wort zu verstehen, sondern vielmehr um das unabdingbare Bedürfnis und der Sehnsucht nach Kommunikation, sich mitteilen zu dürfen, gehört zu werden und verstanden zu sein.

Menschliches Leben findet nicht abstrakt im sprachlichen Rahmen statt, vielmehr in einer Welt von gemeinsam geteilten und mit-geteilten Bedeutungen (vgl. von Schlippe et al. 2004: 53).

Der Prozess des gemeinsamen wechselseitigen Austausches, der „Reziprozität“, wird von George Herbert Mead als „Anerkennung“ bezeichnet (Honneth 1992, im Studienbrief, Universität Bielefeld 2010:18). Die Reziprozität meint, den Anderen an-zuerkennen und vom Anderen an-erkannt zu sein. Was auch gleichzeitig identitätsstärkend erlebt wird.

Damit ist die Sprache die Vermittlerin zwischen der inneren und äußeren Welt.

Grinberg und Grinberg haben in ihrem Buch „Psychoanalyse der Migration und des Exils“ dem Verhältnis zwischen Migration und Sprache einen besonderen Platz eingeräumt. Sie weisen darauf hin, dass die eigene Sprache, also die Muttersprache, niemals so stark libidinös in dem Land, in dem eine andere Sprache gesprochen wird, besetzt wird. Die Sprache steht in einem engen Zusammenhang mit den

Kindheitserinnerungen und den Erfahrungen mit den ersten Objektbeziehungen, die sie „mit besonderen Bedeutungen durchtränken“ (Grinberg/ Grinberg 2016:102).

„Die Sprache bestimmt die Erfahrung der Welt, der Anderen und des Selbst. Sie liefert den Stützpunkt für die eigene Identität“. (ibd.:124)

Die Sprache birgt eine ganze Welt in sich – ein Bewusstsein, eine Identität, eine Kultur, – die mit der Auswanderung ins Schwanken gerät.

In Anlehnung an die wichtigsten linguistischen, psychoanalytischen und identitätstheoretischen Konzepte erarbeiten, benennen und erläutern Grinberg und Grinberg die Komplexität des Spracherwerbs und somit die enormen Schwierigkeiten des Migranten, seine Sprache als Produkt der mitgebrachten Kultur in der neuen Umwelt verändern zu lassen und die neue, fremde Sprache zu erwerben und annehmen zu können.

„(...) das Produkt der Kultur, die er „einsaugte“ und das ihm als kleines Kind dazu diente, das Bild der ihn umgebenden Welt zu „erschaffen“ und zu assimilieren“. (ibd.:113)

Im Prozess des Spracherlernens werden Migranten einerseits mit Ängsten konfrontiert, die eigene Sprache zu verlieren, sie nicht bewahren zu können und andererseits müssen sie viel Mühe aufbringen, sich die andere, die neue Sprache anzueignen, um sich in der neuen Welt mitteilen zu können. Grinberg und Grinberg stellen fest, dass Migranten häufig intensive Widerstände gegen das Erlernen der neuen Sprache erleben, die offensichtlich mit den traumatischen Erfahrungen der Betroffenen einhergehen.

Ich würde hier gerne ein Beispiel aus meiner Praxis einbringen, von einer Klientin, die ich im Rahmen der Familienberatung kennenlernen durfte.

Frau K., lebt schon seit fünf Jahren in Deutschland, zeigt große Schwierigkeiten, sich in der deutschen Sprache auszudrücken. Ihre beiden Kinder, drei und vier Jahre alt, sollen nicht in den Kindergarten gehen, da die Mutter befürchtet, dass ihre Kinder dort die fremde Sprache lernen und dann nicht mehr mit ihr in ihrer gemeinsamen Muttersprache kommunizieren.

Nach einigen Beratungssitzungen teilt Frau K. mit, dass sie ihr Herz der deutschen Sprache nicht öffnen könne. Der Verlust der Heimat und ihrer Familie lösen in ihr große Trauer und Ängste aus. Das Einzige was sie mitgebracht habe, und was sie mit ihrer Herkunft verbinde, sei ihre Sprache „wenn ich sie weggebe, bin ich ganz verloren“. Erlernen ihre Kinder die fremde Sprache, könne sie auch ihre Kinder verlieren.

Nachdem Frau K. ihre Ängste und ihre Verluste während der Beratung zum Ausdruck bringen konnte, traute sie sich zunehmend immer mehr, „ihr Herz der neuen Sprache zu öffnen“. Sie meldete sich dann auch für einen Sprachkurs an und machte gleichzeitig die Entdeckung, dass sie in ihrem Herzen „ein bisschen Platz“ auch noch für die andere Sprache hat.

Dank der Arbeit mit Frau K. wird mir bewusster, dass wir uns eigentlich die Sprache einverleiben. Die Annahme der Sprache hat mit Körpergefühlen zu tun, die durch Worte ausgelöst werden können.

In Anlehnung an den französischen Psychoanalytiker Didier Anzieu (1976), der von einer „Lauthülle“ spricht, „(...) die das Kind seit dem Beginn seines Lebens umgibt; einer Haut ähnlich, die es umhüllt und seine Inhalte zusammenhält“, heben Grinberg und Grinberg die Bedeutung der Stimme der Mutter hervor, „(...)die der Säugling schon in der ersten Woche wiedererkennt, ist wie Milch, die durch die Ohren eindringt“. (ebd.:119) Das ist die Stimme der Mutter, die das Kind tröstet und ihm das Gefühl gibt, mit der Mutter verlässlich verbunden zu sein.

„Angesichts des Auflösungszustandes, in dem sich das Kind fühlt, wenn es glaubt die Mutter angegriffen und verloren zu haben, lässt es die Musik - Verschlingung und Vereinigung der verstreuten Anteile - sich wieder mit sich und mit der Mutter verbunden zu sein“. (ebd.:125)

Besondere Bedeutung wird hier dem Wiegenlied beigemessen, das in der Folklore der meisten Kulturen eine wichtige Rolle spielt. Das Wiegenlied hilft dem Kind über die Nacht zu kommen und seine Angst vor der Dunkelheit der Nacht zu überwinden.

Beim Erlernen einer Sprache neigen die Erwachsenen meistens dazu, sich die Grammatik und den Wortschatz rational anzueignen. Und besonders die Melodie einer Sprache, von der das Kind schon seit seiner Geburt „durchtränkt“ wird, erreicht den erwachsenen Migranten in den allermeisten Fällen nur unzureichend. Das Gefühl der Authentizität, der Natürlichkeit, der Verwurzelung mit der Muttersprache findet keine Verbindung mit der fremden Sprache. Die neue Sprache kann als geheimnisvoll und unzureichend erlebt werden (vgl. ebd.:125).

„Manche Migranten fühlen sich beim Gebrauch der neuen Sprache als wären sie verkleidet und als hätten sie die Sprache verloren, die für sie authentisch ist“. (ebd.:127)

Das Erlernen der neuen Sprache wird nicht selten von Schamgefühlen begleitet.

Grinberg und Grinberg heben hervor, dass Migranten befürchten beim Benutzen bestimmter Redewendungen als ein Eindringling in die „geheime Sprache“(ebd.) der aufnehmenden Gesellschaft erlebt zu werden.

Die Angst ausgelacht, nicht ernstgenommen, beschämt und verstoßen zu werden, kann auch schnell zu bitteren Kränkungen und Empfindungen des Selbstwertverlustes bei den Betroffenen führen und gleichzeitig die Regression beim Erlernen der Sprache noch mehr verstärken und die Sprache der Einheimischen zu etwas Übermächtigem, Geheimnisvollem und nicht Erreichbarem machen. (vgl. ebd.:126)

„(...) indem gesprochen wird, vollzieht sich eine Handlung, deren Wirkung äquivalent zu einer physischen Interaktion betrachtet werden kann. (...) Im Moment der sprachlichen Äußerung einer Beleidigung, Demütigung oder Degradierung verleiht der Sprecher den von

ihm gewählten Worten seiner Intention nach ein Gewaltpotenzial, welches den Adressaten treffen soll“. (Heil 2011, zit. in Feldmann et al. 2013: 55)

Im Sinne des amerikanischen Psychoanalytikers Ralph Greenson (1950) betonen Grinberg und Grinberg einen engen Zusammenhang zwischen der Sprache und der Mutter. Das Sprechen sei ein Mittel, die die Beziehung zu der Mutter behaupten könne oder sich auch von ihr zu trennen. *„Worte können wie Milch wirken“.* (Grinberg/Grinberg 2016:121) Die Qualität der Beziehung des Kindes zur mütterlichen Brust hat einen entscheidenden Einfluss auf die spätere Beziehung zu der Muttersprache (ebd.).

Andererseits kann sich auch gleichzeitig diese Sprache, die vom dem Kind noch nicht vollständig verstanden werden kann, und die dann von den Erwachsenen als eine „geheime Sprache“ benutzt wird, um sich miteinander zu verständigen, „zum Objekt der Eifersucht, des Hasses und des leidenschaftlichen Begehrens“ (ebd.) entwickeln.

In der Konfrontation mit der neuen Sprache kann der Migrant die gleiche Art von Ausschluss empfinden, und mit denselben Gefühlen, wie „Hass und Eifersucht und dem verzweifelten Wunsch“ (ebd.) reagieren, die fremde Sprache zu beherrschen, um endlich die Möglichkeit zu bekommen, an der neuen Welt teilnehmen zu können und zu dürfen.

„Gerade für den Ausdruck affektiv geladener Erfahrungen steht oft die neue Sprache nicht zur Verfügung, da sie nicht mit den lebensgeschichtlichen Hintergründen verbunden sind, die im Lebensverlauf mit sprachlichen Aussagen verknüpft worden sind. Eigentlich wissen wir das alle. Ein Satz „Ich liebe dich!“ ist mehr als nur die Übermittlung von trockener Information - denn wenn er ausgesprochen wird, schwingt in ihm die ganze Existenz eines Menschen mit“. (von Schlippe et al.2004:65)

Bei der Beratung einer syrischen Familie fällt mir auf, welche körperliche Anstrengung das Aussprechen der deutschen Wörter für diese bedeutet. Gleichzeitig nehme ich ihre Verzweiflung wahr, wie schwierig es für sie ist, die Konversation mit mir aufrechtzuerhalten. Ich bitte sie, beziehungsweise ich schlage ihr vor, ein eben mit mir gesprochenen Satz einmal in ihrer Muttersprache auszusprechen. Es ist deutlich wahrzunehmen, wie während des Aussprechens dieses Satzes in ihrer Muttersprache, ihre Gesichtszüge weich werden und sich ihre Körperhaltung plötzlich sichtlich entspannt.

Die türkische Autorin und Regisseurin Emine Sevgi Özdamar, in Deutschland aufgewachsen, beschäftigt sich in ihrem Buch „Mutterzunge“ (2010) damit, die Wörter ihrer Muttersprache „Ich bin eine Wörtersammlerin“ wiederzufinden und neu zu entdecken (von Schlippe et al.2004:53). Das türkische Wort „anadili“ bedeutet sowohl Muttersprache als auch Mutterzunge „In meiner Sprache heißt Zunge: Sprache“ (Özdamar 2010:9).

Emine Sevgi Özdamar zeigt deutlich anhand konkreter sprachlicher Ausdrücke ihrer Muttersprache, wie sich die Bedeutung in der Übersetzung in eine andere Sprache verändert und sich auch mit der Übersetzung die erzählte Wirklichkeit verändert. Das

Wiederfinden ihrer verlorenen Mutterzunge symbolisiert eine Art Rückkehr in die einst verlorene und nun wieder entdeckte Identität.

„Zunge hat keine Knochen, wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin.

Ich saß mit meiner gedrehten Zunge in dieser Stadt Berlin. Negercafe, Araber zu Gast, die Hocker sind zu hoch, Füße wackeln. Ein altes Croissant sitzt müde im Teller, ich gebe sofort Bakschish, der Kellner soll sich nicht schämen. Wenn ich nur wüsste, wann ich meine Mutterzunge verloren habe. Ich und meine Mutter sprachen mal in unserer Mutterzunge. Meine Mutter sagte mir: „Weißt du, du sprichst so, du denkst, dass du alles erzählst, aber plötzlich springst du über nichtgesagte Wörter, dann erzählst du wieder ruhig, ich springe mit dir mit, dann atme ich ruhig.“ Sie sagt dann: „Du hast die Hälfte deiner Haare in Alamania gelassen“. (Özdamar 2010:9)

Indem ihre Mutter ihr sagt, sie habe die Hälfte ihrer Haare in Alamania gelassen, scheint sie ihr mitzuteilen, dass sie neue Wurzeln im fremden Land geschlagen habe. Das könne auch dem Satz von Grinberg und Grinberg entsprechen in Bezug auf eine gelungene bereichernde Entwicklung eines Migranten mit der tiefen Bedeutung einer bereichernden „Wiedergeburt“.

Grinberg und Grinberg betonen, dass die Fähigkeit des Individuums in kritischen Situationen *„weiterhin es selbst zu bleiben, die Grundlage der emotionalen Identitätserfahrung bildet“*. (ebd.:147)

Die Stabilität des Identitätsgefühls hat eine enge Verbindung mit der Verinnerlichung der Objektbeziehungen, die eine weitreichende und wichtige Rolle in der Identitätsgestaltung spielen (ebd.).

In diesem Zusammenhang spielen die Erfahrungen eine wichtige Rolle, die schon während der Identitätsbildung im Herkunftsland gemacht wurden. Waren diese mit Abbrüchen belastet, steigt das Risiko, die Herausforderungen in der neuen Welt nur schwer oder gar nicht bewältigen zu können.

Grinberg und Grinberg benennen in ihrer Arbeit drei Grundlagen, die das Identitätsgefühl bilden.

Das sind die räumliche, die zeitliche und die soziale Integration, die gleichzeitig wirken und untereinander interagieren.

Die Autoren legen ein besonderes Augenmerk auf diese drei Bindungen und glauben, dass eine Migration diese ins Wanken bringt und das Identitätsgefühl stark bedroht und verwirrt (ebd.:147 f.).

„Die Verwirrung wächst, sobald Kultur, Sprache, Ort, Bezugspunkte, Erinnerungen und Erlebnisse sich vermischen und gegenseitig überlagern. Verwirrungszustände entstehen auch aus den defensiven Versuchen, verfolgerische Ängste im Angesicht des Unbekannten abzuwehren“. (Grinberg/ Grinberg 1989 :87, zit. in Feldmann et al.2013:73)

Die räumliche Integration, so Grinberg und Grinberg, bindet in sich die Beziehungen der verschiedenen Anteile des Selbst untereinander und sichert damit den Zusammenhalt der Person und ermöglicht die Kontrastierung zu den Objekten und zeichnet die Individuation, die Einzigartigkeit der Person aus.

Grinberg und Grinberg beschreiben, dass in der ersten Zeit einer Migration Zerrüttungszustände unterschiedlichen Ausmaßen auftreten können. Diese können sich in Ängsten zeigen, wie beispielweise von der neuen Umwelt „aufgefressen“ und „zerstückelt“ zu werden. Grinberg und Grinberg benennen diese Erlebnisse der Migranten als eine konfliktbehaftete Situation einerseits zwischen dem Wunsch nach Vermischung mit den anderen und andererseits dem Bedürfnis, sich von den anderen zu unterscheiden, um sich weiterhin als „derselbe“ erleben zu können (vgl. Grinberg/Grinberg 2016:150).

*„Die zeitliche Integration verbindet die verschiedenen Darstellungen des Selbst in der Zeit“.
(ebd.:150)*

Die zeitliche Integration ist notwendig für die Herstellung der Kontinuität und bildet das Gefühl der „Selbstheit“. Die Konflikte der zeitlichen Integration zeigen sich im Vermischen von Erinnerungen und aktuellen Situationen.

Dass Migranten vertraute und emotional wichtige Objekte mit auf ihre Reise nehmen, hat den Zweck die drei Bindungen des Identitätsgefühls zu stützen: *„(...)sie sichern den Unterschied zu den Einheimischen, sie heben die Existenz einer Vergangenheit, Biographie hervor, und sie vergegenwärtigen Beziehungen zu abwesenden Menschen“.* (ebd.:152)

An dieser Stelle fällt mir der Satz von Thomas Mann ein, der 1938 in die USA emigrieren musste und bei seiner Ankunft in New York den berühmten Satz sagte „Wo ich bin, ist Deutschland“. Diese Aussage bringt meines Erachtens diese drei Bindungen zur Identitätsstützung zum Ausdruck und scheint diese für Thomas Mann als überlebenswichtig zu bestätigen.

Gleichzeitig scheint sich in dieser Aussage auch das Gefühl der Angst vor der Katastrophe einer vollkommenen Vernichtung durch den Verlust der Identität zu verbergen.

Die soziale Integration umfasst die Beziehungen zwischen den Aspekten des Selbst und den Aspekten der Objekte. Bei diesen Beziehungen handelt es sich hauptsächlich um projektive und introjektive Identifikationsmechanismen, die damit das „Zugehörigkeitsgefühl“ sichern.

Die soziale Bindung wird durch die Migration am stärksten in Mitleidenschaft gezogen. Die größten Veränderungen vollziehen sich in der sozialen Umwelt. Es geht um den Verlust der vertrauten Beziehungen und bislang angenommener Rollen, die nicht selten mit einem Gefühl „nicht dazu zugehören“, einhergehen (ebd.:152).

Abschließend möchte ich noch einen Fall aus der Praxis vorstellen. Es schildert von einem unbegleiteten minderjährigen Flüchtling, den ich im Rahmen der erzieherischen Jugendhilfe betreut habe.

Während eines Gesprächs teilt er mit, dass er gerne in den Sommerferien arbeiten und Geld verdienen möchte. Da er der beste Schüler in der Klasse ist und insbesondere in Mathe, schlage ich ihm vor, doch Nachhilfe anzubieten und zu geben.

Er schaut mich verwundert an und sagt: „Wer will schon von einem Flüchtling Nachhilfe bekommen?“

Literatur

- Arendt, H. (2016): Wir Flüchtlinge. Berlin: Rotbuch Verlag
- Feldmann, R., Seidler, G. (2013): Traum(a) Migration. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Grinberg, L., Grinberg, R. (2016): Psychoanalyse der Migration und des Exils. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Gröning, K. (2010): Studienbrief Sozialtheoretische Fundierung. Bielefeld: Universität Bielefeld
- Özdamar, E. S. (2010): Mutterzunge. Berlin: Rotbuch Verlag
- von Schlippe, A., El Hachimi, M., Jürgens, G. (2004): Multikulturelle systemische Praxis. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag

Internetquellen

- „Wo ich bin, ist Deutschland!“: <https://www.welt.de/kultur> (Stand:18.05.2019).
- artur-rosenstern.de 2012/06: „Der Fremde“, aus „Die Brücke“ Nr.160, S.134 (Stand:18.05.2019).

Elisabeth Rohr

Interkulturelle Supervision: ein ethnozentrisches Phantasma?

Zusammenfassung

In diesem Beitrag geht es darum klarzustellen, dass eine interkulturell orientierte Supervision oder Beratung immer auch eine transkulturelle und kultursensible Supervision oder Beratung ist, die nicht nur das Fremde fokussiert, sondern auch das, was fremd in uns selbst ist. Von daher ist eine kultursensible Supervision und Beratung nicht nur ein bisschen mehr von dem Gleichen, also eine schlichte Ausweitung unserer regulären supervisorischen skills, sondern es braucht zusätzliche skills, Einstellungen und Haltungen, die allerdings auch generell in heterogenen und hybriden gesellschaftlichen Kontexten von Nöten sind. Es geht also um die Wahrnehmung von Diversität, von ethnozentrischen Vorurteilen, von Macht- und Hierarchieunterschieden und von historisch und kulturell bedingten Übertragungen.

Interkulturelle Kompetenzen: Nur mehr von dem Gleichen?

In den letzten beiden Veröffentlichungen der DGSv-Verbandszeitschrift „Journal Supervision“ (4/2018 und 1/2019), also brandaktuell, hat Daniel Trepsdorf in zwei aufeinanderfolgenden und jeweils relativ ausführlichen Artikeln beschrieben, was unter „interkultureller Kompetenz in der supervidierenden Beratung“ zu verstehen ist. Ging es beim ersten Teil um eher allgemein gehaltene Überlegungen zur Interkulturalität, so steht im zweiten Teil vornehmlich die beraterische Praxis im Vordergrund. Dabei werden in Anlehnung an Bolten (2007) vier Felder interkultureller Kompetenz für Supervisor*innen und Coaches vorgestellt:

1. Ratio/Wissen (Kognition): Interkulturelle Fachkompetenz
2. Fertigkeit (behavioral): Interkulturell strategische Kompetenz
3. Vermögen/Fähigkeiten (Affekte): Interkulturell-personelle Kompetenz
4. Motivation und Haltung (multiperspektivisch): Interkulturelle soziale Kompetenz (Trepsdorf 2019: 9).

Sowohl was den ersten wie auch was den zweiten praxisorientierten Teil der Darstellungen angeht, reibt sich die geneigte Leserin jedoch leicht verwundert die Augen: Es wird relativ nonchalant und natürlich unausgesprochen, als sei dies der Erwähnung gar nicht wert, so getan, als habe es zu diesem Thema bisher keine wahrhaft nennenswerten Auseinandersetzungen, Diskurse und Veröffentlichungen (weder national

noch international) gegeben. Auf immerhin 11 ausführlichen Seiten wird dann konsequenterweise nur äußerst sparsam auf fachspezifische Literatur verwiesen, die allerdings nicht etwa aufgelistet, sondern, qua Hinweis, beim Autor angefordert werden kann. Wenn Literatur auftaucht, dann erschöpft sich das im Wesentlichen in einer ausführlichen Wiedergabe der vier oben aufgeführten Felder in der interkulturellen Kompetenzentwicklung nach Bolten (2007). Erwähnt werden außerdem – um korrekt zu bleiben und nicht einer fälschlichen Kritik bezichtigt zu werden – noch ganz am Rande Bimrose (1998), Thomas und Chang (ergänzt werden müsste: und Abt), (2007) und Nünning (2009). Das lässt einige, doch recht interessante Schlussfolgerungen zu: Dem Autor mag man zugutehalten, dass sich die Verbandszeitschrift nicht per se als wissenschaftliche Zeitschrift versteht (dazu gibt es ja die beiliegenden Positionen). Allerdings fällt es schwer, weitere apologetische Entlastungskriterien aufzuführen. Die fast alleinige und umfassende Bezugnahme auf Bolten (2007) und erst recht die – wie bei näherer Betrachtung ersichtlich – überwiegend von Bimrose (1998) schlicht übernommenen Ausführungen, ohne genaue Zitate, verdeutlichen die Problematik: Gibt es tatsächlich seit Bolten (2007), also seit mehr als 12 Jahren keine neueren, nennenswerten Überlegungen zur „Interkulturalität“, auf die Trepdsdorf sich hätte beziehen können? Oder ist es so, dass „Interkulturalität“ als zentrales Thema der Soziologie, der Pädagogik, der Anthropologie und der Beratungswissenschaften im Grunde genommen seit rund 20 Jahren auf der Stelle tritt, sporadisch zwar immer mal wieder hochgespült wird und zwar zumeist dann, wenn eine signifikante und damit auch spürbare Steigerung von Zuwanderung, von Migration und Flucht, eine erneute Auseinandersetzung mit dem Thema erzwingt oder zumindest nahelegt, wie z.B. 1993 und zuletzt 2015? Das könnte ja dann nur bedeuten, dass sich die Debatte einem gewissen unproduktiven Wiederholungszwang verdankt, der zwar ein nicht bewältigtes Problem quasi wie ein Symptom immer wieder in die Debatte wirft, aber letztlich keine neuen, weder theoretisch brauchbaren, geschweige denn praktikablen Erkenntnisse hervorbringt. Das Fremde verschwindet einfach nicht und zwar auch nicht aus der Literatur, es kommt nicht nur immer wieder, sondern es bleibt und zwar auch noch nach Jahren und dann nach wie vor unbewältigt oder sollte man besser sagen: unverstanden? Und interkulturelle Supervision hat sich dann immer wieder damit zu befassen, das Fremde löst sich nicht auf und interkulturelle Supervision vermag nach wie vor wenig erfolgversprechendes Handlungsrepertoire anzubieten, um effizienter, erfolgreicher und gewinnbringender damit umzugehen. Denn in Wahrheit bergen die vier von Trepdsdorf angepriesenen Felder in der interkulturellen Kompetenzentwicklung im Grunde genommen nichts spezifisch Interkulturelles, sie sind mehr oder weniger essentielle „skills“ einer jeden supervisorischen Arbeit. Nur ein bisschen mehr von dem Gleichen, als da wären: „Fachwissen, Stressmanagement, (Erfahrungs-) Lernbereitschaft und (Meta) Kommunikations- und Mediationsvermögen“ – um nur einige wenige Begriffe

auszuwählen, umschreiben die in jeder Supervision notwendigen Kompetenzen, haben aber weder spezifisch, noch generell etwas mit Interkulturalität zu tun.

Vielleicht aber liegt der Kern der Problematik exakt im Anspruch „interkulturelle Supervision“ zu bieten, verborgen: Gibt es überhaupt eine „interkulturelle“ Supervision, oder ist vielleicht schon dieser Begriff ideologisch überfrachtet und handelt es sich hier nicht eher um ein ethnozentrisches Phantasma, das von anderen, vermutlich relevanteren Einsichten in die wahre Problematik ablenkt?

Transkulturalität und Transnationalität – Konzepte heterogener und hybrider Lebenswelten

Zunächst aber wäre es sicherlich angebracht auch in Bezug auf Kompetenzen einer supervidierenden Beratung die wahrhaft zahlreich vorliegende deutschsprachige Literatur zum Thema „Interkulturalität“ zur Kenntnis zu nehmen. Um nur einige wenige zu nennen: von Schlippe u.a. 2003; Forum Supervision 22/2003; Rohr 2003, 2016, 2017; Brandes 2005; Schnoor 2013; Supervision 4/2015-1/2016; Becker 2016. Darüber hinaus und unabhängig davon, wäre es sicherlich angebracht, vor allem die neuere und erkenntnisreiche Debatte zur Transnationalität und zur Transkulturalität zur Kenntnis zu nehmen (Welsch 2009, Pries 2010, Rohr 2014a, Schleimer 2015, Bär 2016). Denn hier wird explizit der fast zwanghaft und unbewusst sich immer wieder reproduzierende, negative, d.h. problemzentrierte Blick auf Migranten und Geflüchtete durchbrochen und die „interkulturelle“ Debatte um eine egalitärere, nämlich transkulturelle/transnationale Perspektive erweitert.

So beschreibt Wolfgang Welsch (2009) mit seinem Konzept von Transkulturalität eine Gesellschaft, in der sich kulturelle Identitäten durch die Vermischung von Elementen verschiedener Kulturen in einem ständigen und nie endenden Reproduktionsprozess immer wieder neu konstituieren. Dabei werden kulturelle Grenzen und Vorstellungen einer homogenen Nationalkultur aufgehoben. Gleichzeitig erzeugt dieser Prozess eine Verschmelzung einzelner Kulturen innerhalb einer Gemeinschaft. Auf diese Weise lassen sich moderne Gesellschaften sowohl als strukturell heterogen wie auch als hybrid auffassen. Dies gilt dann selbstverständlich auch für alle Institutionen, Teams, Arbeitswelten und schließlich auch für die in dieser Arbeitswelt stattfindenden supervisorischen Prozesse.

Obwohl diese transnationale und transkulturelle Debatte Gefahr läuft, „das Kind mit dem Bade“ auszuschütten, weil hier eine positivistisch anmutende Sicht auf Migration das Leid, das fast immer auch damit verbunden ist, tendenziell verleugnet, so ist sie doch insofern innovativ, als hier insbesondere die Ressourcen und das Potential, das in jeder Migration verborgen liegt, wahrgenommen und hervorgehoben werden (Rohr 2014b, Schleimer 2015, Bär 2016, Becker 2016). Es hat noch nie in der Weltgeschichte eine

Epoche der Menschheit gegeben, in der keine Wanderungen stattgefunden haben. Deshalb schreibt selbst das konservative Wall Street Journal: „Immigration literally spawns innovation ...“ (The Wall Street Journal 2017). Auch Hannah Arendt schrieb bereits 1943, dass Migranten als Avantgarde ihrer Gesellschaften zu gelten haben. Welsch knüpft mithin mit seinen Überlegungen zur Transkulturalität an diese Vorstellungen an und versucht damit, die auch zurzeit vor allem einseitige und von irrationalen Ängsten geprägte Diskussion über Migration und Flucht nicht nur einzudämmen, sondern auch zurechtzurücken. Diese Debatte gilt es auch für die supervisorische Praxis fruchtbar zu machen und zwar im Sinne einer Transkulturalisierung. Dabei ist es wichtig zu begreifen, dass auch wir autochthone Deutsche uns in diesen transkulturellen Prozessen verändern und wir grundsätzlich in hybriden und kultursensiblen Kontexten leben und arbeiten und dies unsere Wahrnehmung wie auch unsere Mentalisierungsfähigkeiten beeinflusst. Stattdessen aber wirft Trepstdorf im Rahmen des ersten und allgemeinen Teils zu interkulturellen Diskursen tatsächlich nochmals die recht überflüssige Frage auf, „Was ist eigentlich Kultur?“, um dann zu einem Verständnis von Kultur zu gelangen, das sich vor allem an Nünning (2009) und an Thomas, Chang und Abt (2007) anlehnt, wobei hier eine Argumentation angeboten wird, die schlicht „offene Türen“ einrennt, sich aber zugleich als normativ entlarvt. Wenn es heißt, dass Nünning für einen „weit gefassten, dynamischen, bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff“ plädiert, um dann die als „ganz prägnant“ hervorgehobene Kulturdefinition von Thomas und Chang (hier fehlt die Nennung von Abt) anzuschließen, die aber alles andere als dynamisch ist, so fragt man sich doch, wieso diese offensichtliche Widersprüchlichkeit gar nicht aufgefallen ist. Thomas, Chang und Abt definieren Kultur wie folgt: „Ein Orientierungssystem, das für eine Gesellschaft oder eine Gruppe typisch ist. Dieses System beeinflusst die Wahrnehmung und das Denken der Mitglieder und schafft somit eigenständige Vorstellungen zur Bewältigung der Umwelt. Damit gibt sie auch Handlungsmuster und Interpretationsansätze für Verhalten während einer Kommunikation“ (Thomas/Chang/Abt 2007: 40). Dabei wäre es wahrhaftig klug gewesen, das Kulturverständnis von Nünning heranzuziehen, das in der Tat inhaltlich weit differenzierter und eben anders als bei Thomas, Chang und Abt (2007) nicht normativ ausgerichtet ist. Nünning (2009) bezieht sich auf Ort, der schreibt: "Kultur ist die Kunst ("ars", "téchne"), durch welche Gesellschaften ihr Überleben und ihre Entwicklung in einer übermächtigen Natur sichern" (Ort 2008: 19).

Denn vor allem für die beraterische Praxis in transnationalen und transkulturellen Arbeitszusammenhängen ist ein nicht normativ ausgerichtetes Kulturverständnis Bedingung und Voraussetzung für sinnhaftes Verstehen und entsprechende Interventionen. Nun ist es ja keineswegs so, dass keine differenzierteren und vor allem erkenntnisreicheren Definitionen von Kultur vorlägen, die wir benötigen, wenn wir uns in transnationalen Arbeitskontexten bewegen. Um dies zu demonstrieren und auch mit

der Definition von Thomas, Chang und Abt (2007) zu kontrastieren, hier das Kulturverständnis von Lorenzer (1981), ausführlich, um die Unterschiede zu verdeutlichen: Er versteht zunächst „die Vielfalt der Kulturphänomene als *'Sinngefüge'*, d.h. als Ausdruck menschlichen Planens in der Welt.

In beiden Dimensionen – der zeitlich-geschichtlichen wie der räumlichen – geht es darum, die Kulturobjekte, die wir vor Augen haben, als ‚Niederschlag menschlicher Praxis‘, ‚Niederschlag von sozialen Lebensformen‘ zu begreifen: als Spuren einer vergangenen Welt, die uns immer noch vor Augen stehen, als *Entwürfe* für unser eigenes Leben, als Angebote, die abzulehnen oder anzunehmen nicht Sache einer schnellen und lässigen Entscheidung, sondern einer geschichtlichen Auseinandersetzung ist. Es ist nicht nur Vermittlungsarbeit geboten, die Distanz von fremdem und eigenem Leben zu überbrücken; wir profilieren das eigene Leben, indem wir uns am Vergangenen abarbeiten“ (ebd.: 18). Lorenzer fasst dann seine Gedanken in zwei Thesen zusammen:

1. „Es geht um die *Formen* des ‚Lebensraums‘ in ihrer gegenwärtigen Entfaltung als Momente einer geschichtlichen Verwirklichung von Lebensentwürfen.
2. Es geht um das *sinnlich-unmittelbare* Erleben der Verwirklichung von Lebensentwürfen, in jenen greifbar-sichtbar-hörbaren ‚Gebilden‘, deren Gesamtheit wir als Kultur bezeichnen“ (ebd.: 1981: 18).

Interessant an diesen Ausführungen ist vor allem die Einsicht, dass Lebensentwürfe geschichtlich und damit auch kulturell geprägt sind, sie beinhalten Sinngefüge, die als verinnerlichte Strukturen, individuell unbewusst bleiben und sie repräsentieren ‚Niederschläge menschlicher Praxis und sozialer Lebensformen‘. Wichtig an diesen Formulierungen Lorenzers ist also, dass kulturelle Vielfalt uns mit Lebensentwürfen konfrontiert, die uns weder in ihrer geschichtlichen, noch in ihrer sinnlich-unmittelbaren Dimension zunächst greifbar sind. Sie lösen Irritationen aus, die es in einem ersten Schritt zu ertragen und in einem zweiten Schritt in einem gemeinsamen und gegenseitigen Lern- und Verstehensprozess zu entschlüsseln gilt (Rohr 2003). Ersichtlich ist also, dass es ein Orientierungssystem, das für eine Gesellschaft oder auch nur für eine Gruppe typisch ist (wie Thomas, Chang und Abt behaupten) in einer globalisierten Welt gar nicht geben kann.

Das heißt aber nicht, dass individuell variierende und kollektiv vor allem in der Auseinandersetzung mit kulturell Fremden sehr deutlich zum Vorschein kommende Charaktereigenschaften uns nicht kennzeichnen würden, die uns zudem stereotyp wie ein Etikett anhängen, bzw. angehängt werden. Deshalb, denke ich, ist es heute wichtig, sich von der Fixierung auf das Fremde etwas zu lösen und einen deutlichen Perspektivwechsel vorzunehmen. Es war, ohne Zweifel, wichtig und auch notwendig, sich gerade in Deutschland und aufgrund der nach wie vor unbewusst nachwirkenden Nazivergangenheit mit den vielschichtigen Dimensionen von Fremdheit zu befassen und

sich damit auseinanderzusetzen, wie eine nicht diskriminierende, entwertende Haltung und ein entsprechend kultursensibles Verhältnis zu kulturell Fremden herstellbar ist. Doch ebenso wichtig ist es, uns mit uns selbst, mit dem, was uns fremd in uns selbst ist, zu befassen. Wie Kristeva (1990) in „Fremde sind wir uns selbst“ schreibt: „Der Fremde entsteht, wenn in mir das Bewusstsein meiner Differenz auftaucht, und er hört auf zu bestehen, wenn wir uns alle als Fremde erkennen“ (ebd.: 11).

Stand also in der nun schon fast zwei Jahrzehnte währenden „interkulturellen Debatte“, die sich in den Sozialwissenschaften, in Pädagogik und Psychologie und nicht zuletzt in den Beratungswissenschaften niederschlug, durchgängig der/oder die „Fremde“ im Vordergrund aller Überlegungen und Analysen (vgl. Forum Supervision 22/2003, Psyche 3/2014), so geht es nun darum, einen geschärften Blick auf uns selbst, in diesem Fall, auf uns Deutsche zu werfen und auf das, was wir in die Auseinandersetzung mit Fremdheit einbringen, bewusst, wie auch unbewusst. Diese vergangenen Auseinandersetzungen waren also, das sei nochmals betont, wertvoll und sie waren weder falsch, noch abwegig, sie setzten aber spezifische Akzente, die dazu verführten, „Interkulturalität“ eindimensional zu betrachten: Allzu leicht, wird das Fremde in dieser Diskurslinie dann zum Problem deklariert oder aber zu einem Exotikum verklärt. Beide Perspektiven sind jedoch nicht hilfreich, im Gegenteil, sie versperren den Blick auf das, was dadurch überdeckt und unbeabsichtigt, oder unbewusst aus den Augen verloren geht: Das Eigene und hier auch das, was in uns problematisch für Fremde ist, die nicht vertraut sind mit uns als autochthonen Deutschen. Deshalb, also im Folgenden, ein Blick auf uns selbst, der weder beansprucht vollständig, noch der absoluten Wahrheit verpflichtet zu sein. Es ist ein erstes vorsichtiges Herantasten, mehr eine Skizze, denn eine fertige Analyse. Es geht also um das, was uns als Deutsche in den Augen von Fremden, Nicht-Deutschen auszeichnet, prägt, was sie an uns irritierend finden, abschreckend, unangenehm. Ich greife hier auf vielfältige Arbeits-Erfahrungen in Guatemala zurück, wo ich seit knapp 20 Jahren in entwicklungspolitischen Kontexten engagiert bin und seit 2005 eine Supervisionsausbildung initiiert habe, die mittlerweile 75 Absolventen und Absolventinnen produziert hat, die in allen gesellschaftlichen wie politischen Bereichen und Institutionen in Guatemala, in Mexiko und in El Salvador als Supervisor*innen tätig sind.

Der Charakterpanzer der Deutschen...

Der Tübinger Rhetoriker Walter Jens, versteht „unter deutschen Tugenden, ... in erster Linie sogenannte Sekundärtugenden, also Ordnung, Kraft, Disziplin und Fleiß: Eigenschaften, also, mit denen man vernünftige Prinzipien, aber auch Konzentrationslager einrichten und Abschiebe Aktionen organisieren kann. Für Primärtugenden wie Witz, Eleganz und Noblesse bleibt dabei wenig übrig“

(<https://www.zitate.eu/author/jens-walter-prof-dr#zitate-von-jens-walter-prof-dr>) (letzter Aufruf 26.6.2019).

In Erweiterung dieser Aussagen, lassen sich zu den bürgerlichen oder Sekundärtugenden insbesondere Fleiß, Treue, Gehorsam, Disziplin, Pflichtbewusstsein, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Ordnungsliebe, Wahrhaftigkeit, Höflichkeit und Sauberkeit zählen.

Allgemein sind Sekundärtugenden ein Begriff aus dem deutschen Positivismusstreit der 1970er/1980er Jahre. Dabei wurden Sekundärtugenden auch als bürgerliche, bzw. als protestantische Sekundärtugenden verstanden und als Charaktereigenschaften eingestuft, die zur Bewältigung des Alltags beitragen. Sie beanspruchen aber für sich allein keine ethische Bedeutung zu haben.

Was aber Primärtugenden sind, war immer schon umstritten: Allerdings wurde schon bei Marcus Tullius Cicero in diesem Zusammenhang Gerechtigkeit (*iustitia*), Mäßigung (*temperantia*), Tapferkeit bzw. Hochsinn (*fortitudo, magnitudo animi* bzw. *virtus*) und Weisheit bzw. Klugheit (*sapientia* bzw. *prudentia*) genannt. Ein anderer Begriff dafür sind im Übrigen die Kardinaltugenden. In diesem Zusammenhang sprach der deutsche Philosoph Johann Friedrich Herbart, (1776-184) von Kardinaltugenden wie Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung und fügte noch Güte hinzu (<https://de.wikipedia.org/wiki/Kardinaltugend>) (Letzter Aufruf 26.6.2019).

Primärtugenden sind von daher Charaktereigenschaften und definieren sich über einen Kanon für das Individuum selbst - sie dienen dazu, sich selbst zu einem "besseren" Menschen zu machen, sie sind reflexiv und ethisch. Sie sind meist ganzheitlich auf die Persönlichkeit ausgerichtet, nur selten hemmen sie Sekundärtugenden.

Nun sind aber weder die Sekundärtugenden, noch die Kardinaltugenden universell. Das wird sofort spürbar, wenn es z.B. in der Supervision um kulturell heterogen zusammengesetzte Gruppen geht oder, wenn ich als Deutsche außerhalb des eigenen Landes im internationalen Kontext arbeite. Auch bei einer noch so kritischen Haltung gegenüber unseren, wie ich meine, sehr deutschen Sekundärtugenden, sind wir nicht frei davon, haben sie mehr oder weniger internalisiert und sind uns oft erst im Konfliktfall dessen bewusst. Hinzukommt aber, und das halte ich für ein ausgesprochen diffiziles Problem, wir können uns ihrer nicht einfach per Knopfdruck entledigen. Dies vor allem dann nicht, wenn diese Sekundärtugenden auch unser Verständnis von Setting- und Rahmenbedingungen einer professionellen Beratung und Supervision stützen, bzw. sich mit den entsprechenden Anforderungen eines effizienten Berufsverständnisses decken. Als psychoanalytisch und gruppenanalytisch geschulte und arbeitende Supervisorin lege ich großen Wert auf ein stabiles, eindeutiges und klares Setting, nur dann lassen sich inhaltlich belastende oder auch schambesetzte Themen besprechen. An den Grenzverletzungen aber kann ich symptomatisch unbewusste Anzeichen einer noch nicht verbalisierbaren Problematik erkennen, sie behutsam thematisieren und damit im

supervisorischen Prozess nutzen und bearbeiten. Was aber, wenn Grenzverletzungen ständig produziert werden, ohne dass dies als Grenzverletzung auch nur wahrgenommen oder erfahren wird und diesbezüglich weder Scham-, noch Schuldgefühle damit verbunden sind?

In unserer langjährigen supervisorischen Ausbildung in Guatemala (Rohr 2018) war diese Erfahrung Alltag. Von 25 Teilnehmenden kamen nur sehr wenige zur angegebenen Zeit, die meisten tauchten in einem Zeitrahmen der nächsten zwei Stunden auf, manche kamen auch gar nicht an dem einen Tag und tauchten dann wieder ohne Entschuldigung am nächsten Tag auf, manche verschwanden am Nachmittag, ohne ein Wort und tauchten dann wieder am nächsten Morgen auf. Dieses Verhalten irritierte und verärgerte mich nachhaltig, vor allem auch deshalb, da es in den fast 14 Jahren der Supervisionsausbildung mit unterschiedlichen Gruppen niemals gelang, einen pünktlichen und zuverlässigen Beginn herzustellen und zwar ganz gleich, wie oft wir die Situation besprachen, reflektierten und immer wieder thematisierten. Das Maximum, was meine Kollegin Dr. Vilma Duque und ich zu erreichen in der Lage waren, war eine leichte Verbesserung der Situation als wir begannen, jeweils die Abwesenheiten für den nächsten Tag auf ein Flip-Chart zu schreiben und morgens jeweils anzupassen. Die Visibilisierung der namentlich genannten Abwesenden und ihrer Abwesenheiten brachte eine deutlich spürbare Verbesserung der Disziplin, aber trotz aller Bemühungen konnte an keinem einzigen Tag Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, wie wir es von Deutschland her kennen, hergestellt werden. Wir haben dann einen mehr oder weniger offenen Anfang eingeführt, d.h. morgens die erste Stunde offen gebliebene Fragen diskutiert, das, was unklar geblieben war, nochmals aufgegriffen und besprochen, Zweifel thematisiert und Raum dafür gegeben und erst danach sind wir mit theoretischen Inputs eingestiegen. Der offene Anfang, in der Pädagogik ein bewährtes Konzept, wirkte anregend, nahm auch für uns Druck aus der Situation, entschleunigte den Lernprozess und sorgte gleichzeitig für eine Vertiefung von Lerninhalten und schuf Raum für Reflexion.

Dieses Thema der Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit taucht in einem großen Teil der interkulturellen Debatten in Bezug auf beraterische oder psychotherapeutische Erfahrungen auf. Deutlich wird, es gibt keine wirksamen Rezepte, allerdings auch keine Möglichkeiten, Pünktlichkeit herzustellen, wenn dies kulturell und sozialisatorisch nie eingeübt wurde und auch als keine Tugend gilt, die es wert wäre, einzuhalten. In Guatemala ist es so, dass persönliche Beziehungen immer Vorrang vor Arbeit oder Arbeitsbeziehungen haben, so dass häusliche Verpflichtungen eben oft zu Verspätungen führen, dies aber nicht als Unhöflichkeit oder gar als Verfehlung erlebt wird. Im Gegenteil, dies wird allgemein akzeptiert und daran wird keinerlei Kritik geübt.

Weitaus schwieriger jedoch als diese permanenten Grenzverletzungen empfand ich inhaltliche Schwierigkeiten, wenn es um spezifische Interventionsmethoden ging. So gelten viele der von uns praktizierten Interventionsmethoden wie etwa Konfrontation z.B.

als grobe Unhöflichkeit, die unter allen Umständen zu vermeiden sind. Dies gilt auch für professionelle Zusammenhänge, so dass eine Konfrontation als Ausdruck „schlechter Erziehung“ (mal educado), als Aggression und als Ausdruck von Gewalt verstanden wird. Das gleiche gilt für Deutungen und für eindeutige Thematisierungen emotionaler Zusammenhänge. So ist es undenkbar, dass eine Angestellte ihren Vorgesetzten direkt anspricht und über eine Schwierigkeit berichtet, die sie mit einem Klienten hat und Unterstützung benötigt. Auch ist es undenkbar in Guatemala, dass ein Angestellter kritisch mit einem Vorgesetzten über Inhalte diskutiert. Supervision in einer autoritär strukturierten Gesellschaft, die Emanzipation fürchtet und bekämpft, in der Justiz und Polizei ineffektiv und häufig korrupt sind, vermittelt keine Sicherheit und Halt vermittelnden Rahmen, der es erlauben würde, über schwierige Inhalte zu sprechen. Der fehlende, stabile gesellschaftliche und politische Rahmen, in dem Gesetze Gültigkeit haben, auch eingehalten und notfalls durchgesetzt werden, fehlt häufig in autoritär und repressiv organisierten Gesellschaften. Wenn dann Regeln durchgesetzt werden, geschieht dies häufig mit Gewalt und mit großer Brutalität und fast immer willkürlich. Ich denke, diese Erfahrungen spiegeln sich dann zwangsläufig auch in dem supervisorischen Verhalten wider, da weder ein sicherer Rahmen, noch Regeln wie Abstinenz und Schweigepflicht vertraut sind. Dies erfahren dann auch später die SupervisorInnen in ihren jeweiligen Supervisionsprozessen, da auch hier Termine kurzfristig abgesagt, Abwesenheiten nicht angekündigt und insgesamt eine hohe Fluktuation der Teilnahme bestand. Verlässlichkeit und Pünktlichkeit lassen sich kaum mit Zwang herbeiführen, es braucht eine langfristig angelegte und behutsame Lernerfahrung.

Was heißt dann und unter diesen Umständen interkulturelle Supervision?

Zusätzlich zu den regulären supervisorischen skills müssten noch weitere spezifische Fähigkeiten und Fertigkeiten hinzukommen, die notwendig sind, um arbeits- und auch denkfähig in einem kulturell heterogenen supervisorischen Kontext werden zu können.

1. Zum einen bedarf es einer grundlegenden kulturellen Sensibilität. Damit einher geht auch ein genuines Interesse an hybriden Lebensentwürfen, an dem, was uns selbst fremd in uns und in anderen ist. Wichtig hierbei ist eine offene, aber authentische Haltung einzunehmen, neugierig zu sein für all das Unbekannte, was uns umgibt und was uns in der Welt begegnet, ohne vorschnell zu werten und ohne vorschnelle ethnozentrische und normative Kategorisierungen. Das bedeutet auch, Unbekanntes, Unvertrautes zu ertragen, ohne es sofort in irgendwelche Schubladen zu verstauen, die Verunsicherung, die es auslöst schlicht auszuhalten und trotz aller Verunsicherung neugierig zu bleiben.

2. Es braucht zum anderen eine Wahrnehmung und auch eine Reflexion von Macht- und Hierarchieunterschieden. Als weiße EuropäerInnen haben wir zweifellos viele Privilegien und leben im Vergleich zu anderen Menschen in anderen Teilen der Welt in einer sozialen und ökonomischen Luxussituation. Das wird sehr deutlich wahrgenommen. Hinzukommt, dass wir Deutsche überall in der Welt und natürlich auch in migrationsgeprägten Kontexten in Deutschland mit der Nazivergangenheit konfrontiert werden, natürlich häufig unausgesprochen, aber diese historischen und kulturellen Übertragungen sind sofort spürbar, wenn wir uns als Deutsche zu erkennen geben. Wichtig ist, diese kulturellen Übertragungen weder zu ignorieren, noch zu verleugnen, sondern zur Kenntnis zu nehmen und bei passender Gelegenheit auch anzusprechen. Dies verleiht uns Authentizität und Aufrichtigkeit und hilft in der supervisorischen Arbeit, da wir deutlich machen, es muss keine Geheimnisse geben und wir können schwierige Themen ansprechen und der andere erträgt es und bleibt als verlässlicher Partner in der Beziehung.
3. Darüber hinaus braucht eine kultursensible supervisorische Arbeit ein Bewusstsein von Diversität und muss dies inhaltlich überzeugend vertreten können. Vielfalt und Heterogenität sind eine Bereicherung, sie machen das Leben nicht unkomplizierter, aber reichhaltiger und bunter. Nicht alle können dies gut ertragen, wer selbst ein schwach ausgebildetes Selbstwertgefühl hat, kann nicht viel an Diversität vertragen und erlebt Diversität als eine Bedrohung seiner selbst. In kultursensiblen Supervisionsgruppen lässt sich dies behutsam thematisieren, im Sinne einer demokratischen und identitätsstabilisierenden Nachsozialisation. Wir brauchen andere und von daher auch Vielfalt und Andersartigkeit, um zu wachsen und zu reifen.
4. Schließlich gilt es eigene ethnozentrische Vorurteile – cross-cultural-bias – zu entdecken, sich damit auseinanderzusetzen, sie zu reflektieren und sich über Motivationen und biographische Erfahrungen von Stereotypisierungen und Klischees Klarheit zu verschaffen. Dies vermag resiliente Stress- und Konfliktfähigkeiten zu stärken und zwar mit dem Ziel „Intimitäts- und Distanztoleranz“ (Rohr 2003: 513) zu erwerben. Denn wie Waldenfels (1997) schrieb: „Dem radikal Fremden komme ich nur nahe, indem ich seine Ferne aushalte“ (ebd.: 179)

Damit lässt sich abschließend feststellen, kultursensible Beratung und Supervision ist die Kunst einerseits mit Nichtwissen und andererseits mit Verunsicherungen, die mit dem Erleben von Diversität, mit unserem eigenen cross-cultural bias und mit erfahrbaren Macht- und Hierarchieunterschieden zusammenhängen, supervisorisch umzugehen, die entsprechenden Themen angstfrei aufzugreifen, sie besprechbar zu machen und soweit es geht, sie aufzuschlüsseln, zu analysieren und zu verstehen. Dies verlangt aber ein selbstkritisches und auf Selbst-Reflexion aufbauendes Verhalten zu sich selbst, das mutig

genug ist, sich auch aus einer kultursensiblen Perspektiven mit der eigenen historischen Vergangenheit und der aktuellen Gegenwart auseinanderzusetzen und die aus der Kultursensibilität herausragenden Themen nicht scheidet, noch ignoriert oder verleugnet.

Literatur

- Arendt, H. (1943): We Refugees. *Menorah Journal* 21 (1), S. 69-77.
- Bär, C. (2016): Migration im Jugendalter. Psychosoziale Herausforderungen zwischen Trennung, Trauma und Bildungsaufstieg im deutschen Schulsystem, Gießen: Psychosozial-Verlag
- Bimrose, J. (1998) Increasing Multicultural Competence. In: Bayne, R. Nicolson, P. & Horton, I. (Ed.): *Counselling and Communication Skills for Medical and Health Practitioners*, Leicester/UK: BPS, S. 88-102.
- Bolten, J. (2007): *Interkulturelle Kompetenz*, Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
- Brandes, H. (Hg.) (2005): *Grenzen und Grenzverletzungen in Gruppen (Die Gruppe in Klinik und Praxis)*, Bd. 1, Leverkusen: Budrich Verlag
- Becker, D. (2016): *1:0 für Rafah. Chancen und Herausforderungen psychosozialer Arbeit in Palästina*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Forum Supervision (2003): *Supervision in interkultureller Perspektive*. Heft 22.
- Journal Supervision* 4/2018 und 1/2019. Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e.V.
- Kristeva, J. (1990): *Fremde sind wir uns selbst*, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag
- Lorenzer, A. (1981): *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*. Frankfurt: EVA.
- Nünning, A. (2009): *Vielfalt der Kulturbegriffe*. Landeszentrale für Politische Bildung: <http://www.bpb.de/gesellschaft/bildung/kulturelle-bildung/59917/kulturbegriffe?p=all> (letzter Aufruf 6.6.2019).
- Ort, C.-M. (2008): "Kulturbegriffe und Kulturtheorien", in: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hrsg.): *Vielfalt der Kulturbegriffe. Einführung in die Kulturwissenschaften*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 19-38.
- Pries, L. (2010): *Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung*, Wiesbaden: Springer-Verlag.
- Rohr, E. (2003): *Interkulturelle Kompetenz. Ein gemeinsamer und gegenseitiger Lernprozess in einer sich globalisierenden Welt*. In: *Wege zum Menschen*, 55/8, S. 507-520.
- Rohr, E. (2014a): *Die Verleugnung der Trauer. Transnationale Kindheit in Ecuador. Szenen einer Feldforschung*. In: Rohr, E. (Hg.): *Inszenierungen des Unbewussten in der Moderne*. Lorenzer heute, Marburg: Tectum, S. 139-157.
- Rohr, E. (2014b): *Die Globalisierung von Intimität. Schicksale transnationaler Kindheit*. In: Rohr, E.; Jansen, M.M.; Adamou, J. (Hg.): *Die vergessenen Kinder der Globalisierung. Psychosoziale Folgen von Migration*, Gießen: Psychosozial Verlag.
- Rohr, E. (2016): *If you want to go fast, go alone, if you want to go far, go together*. In: *Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik* 52/4, S. 308-321.
- Rohr, E. (2017): *Ambivalenzen des Fremden. Sozialpsychologische Verstehensversuche*. In: *Psychoanalyse im Widerspruch*, Nr. 57, S. 29-42.

- Rohr, E. (2018): Das sozial Unbewusste in der Supervision des Fremden: Erfahrungen in Südafrika, in Guatemala und in Ramallah/Westbank. In: Supervision Mensch Arbeit Organisation 4/2015 und 1/2016, S. 22-31.
- Schleimer, S. (2015): Transnationale Kindheit und Jugend. Die Remigration kurdischer Jugendlicher in den Nordirak, Psychosozial-Verlag: Gießen.
- Schlippe, A. von; El Hachimi, M.; Jürgens, G. (2003): Multikulturelle systemische Praxis. Ein Reiseführer für Beratung, Therapie und Supervision, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Schnoor, H. (Hg.): (2013): Psychosoziale Beratung im Spannungsfeld von Gesellschaft, Institution, Profession und Individuum, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Supervision. Mensch Arbeit Organisation (2016): Das Fremde. 4/2015 und 1/2016.
- The Wall Street Journal (2017): America's Got Immigrant Talent. 7 March 2017
- Welsch, w. (2009): Was ist eigentlich Transkulturalität? <http://www2.uni-jena.de/welsch/tk-1.pdf> (11.05.2015).
- Thomas, A.; Chang, C.; Abt, H. (2007): Erlebnisse, die verändern. Langzeitwirkungen der Teilnahme von Jugendbegegnungen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Trepsdorf, D. (2018): Interkulturelle Kompetenz in der supervidierenden Beratung. Eine Annäherung in 2 Teilen. Teil 1: Was ist eigentlich Kultur? Wo treffen wir auf interkulturelle Lebenswelten? Und was verhindert, dass wir uns interkulturell öffnen? In: Journal Supervision 4/2018.
- Trepsdorf, D. (2019): Interkulturelle Kompetenz in der supervidierenden Beratung. Eine Annäherung in 2 Teilen. Teil 2: Die vier Felder interkultureller Kompetenz. In: Journal Supervision 1/2019.
- Welsch, W. (1997): Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In: Schneider, I./Thomsen, Ch. (Hg.): Hybridkultur, Köln: Wienand Verlag, S. 67 - 90.

Internetquellen

- <https://www.zitate.eu/author/jens-walter-prof-dr#zitate-von-jens-walter-prof-dr> (letzter Aufruf 26.6.2019)
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Kardinaltugend> (Letzter Aufruf 26.6.2019)

Tina Heitmann & Anika Humme

Bielefelder Studie zu Diversität in der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e.V. (2019)

Diversität – Fremdheit – Habitus

Zusammenfassung

Im Fokus der Studie stand die Annahme, dass es nur sehr wenige Supervisor*innen mit Migrationshintergrund gibt. Im Sinne einer intersektionalen Betrachtung wurden bei der Befragung der Mitglieder der DGSv per Online-Fragebogen auch die subjektiv empfundenen Subkategorien berücksichtigt. Von besonderem Interesse war in diesem Zusammenhang, ob sich abbilden lässt, inwieweit sich besonders vulnerable Gruppen zeigen, oder ob es Hinweise auf Auswirkungen eines Migrationshintergrundes auf das subjektive Erleben im Kontext der Supervisionsqualifizierung gibt. Der Artikel erläutert die wichtigsten Ergebnisse und Häufigkeiten der Studie.

Einleitung

Eine Google-Suche nach „Supervision Migration“, „Supervision Migrationshintergrund“ „Supervision Interkulturell“, „Supervisionsausbildung Migration“ liefert keine Treffer in Bezug auf Supervisor*innen mit Migrationshintergrund oder besondere Qualifizierungsangebote für die Zielgruppe, wohl aber bezüglich der Arbeit mit bzw. Supervision für Menschen mit Migrationshintergrund. Eine gezielte Suche des Wortes „Supervision“ oder „Supervisor*in“ in Verbindung mit einer Nationalität brachte ebenfalls keine Treffer. Wo also sind sie, die Supervisor*innen in Deutschland mit Migrationshintergrund?

Der gegenständlichen Studie liegen Fragen zur geringen Repräsentation von Supervisor*innen/Coaches mit Migrationshintergrund bei der DGSv zu Grunde. Durchgeführt wurde von Mittwoch 06.02.2019 bis Freitag 22.03.2019 eine Befragung der DGSv-Mitglieder per Onlinefragebogen (via SurveyMonkey). Die Probanden wurden von der Geschäftsstelle der DGSv per Email zur Teilnahme an der Befragung eingeladen.

Die Befragung fokussierte neben den soziodemographischen Daten

1. die berufliche Grundqualifizierung (Qualifizierungsverläufe),
2. Motive Supervisor*innen zu werden (Motive),
3. individuelle Wege, welche in Aufnahme der Qualifizierung mündeten (Zugänge) und

4. die Hindernisse, welche sie im Zuge des Qualifizierungsverlaufs zu überwinden hatten (Zugangsbarrieren).

Ziel war es herauszufinden, wie die DGSv im Hinblick auf ihre Mitgliederstruktur insgesamt aufgestellt ist. Ebenso galt es erste Grundlagenerkenntnisse spezifisch über Supervisor*innen mit Migrationshintergrund zu generieren. Der Beitrag soll nicht verstanden werden als vertiefende Migrationsforschung, sondern eher als Abbildung des Ist-Zustandes und als Grundlage für weitere Forschung.

Nach Definition des Statistischen Bundesamtes hat eine Person einen Migrationshintergrund *„wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde“* (DESTATIS 2017). Dieser Definition zufolge hatten im Jahr 2017 laut Hochrechnungen des Statistischen Bundesamtes 19,3 Millionen Menschen einen Migrationshintergrund, das entspricht 23,3% der Gesamtbevölkerung in Deutschland. Der Anteil der Studierenden mit Migrationshintergrund entspricht, laut 21. Sozialerhebung des Studentenwerks, mit 20 % in etwa dem Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund in der Gesamtbevölkerung (Middendorff et al. 2016).

Analog zum Begriff „diversity“ im englischsprachigen Raum wird im Folgenden der Begriff „Diversität“ für die Unterscheidung und Anerkennung von Gruppen- und individuellen Merkmalen verwendet (vgl. Fuchs 2007, S. 17ff). Entsprechend wird Kultur (Ethnie), neben Alter, Geschlecht, sexueller Orientierung, Behinderung und Religion, als ein Merkmal von Diversität verstanden.

Methodisches Vorgehen

Um einen Eindruck und Überblick zu gewinnen, wurde als quantitatives Erhebungsinstrument der Online-Fragebogen gewählt. Der Fragebogen wurde speziell für diese Erhebung entwickelt und bestand überwiegend aus Multiple-Choice-Fragen, wobei es in manchen Fällen möglich war, Mehrfachnennungen vorzunehmen. Am Ende der Befragung wurde durch ein offenes Kommentarfeld den Befragten die Gelegenheit gegeben, sich frei zu äußern. Die Kommentare wurden nicht ausgewertet. Der Fragebogen teilt sich in vier Kategorien auf (Soziodemographische Daten, Werdegang, Motivation und Zugang zur Qualifizierung, Qualifizierung- bzw. Studienverlauf). Die Gestaltung des Fragebogens, d.h. Formulierungen, Befragungstechniken etc. orientiert sich an herkömmlichen Befragungstechniken (vgl. Atteslander 2006, Jakob et al. 2009).

Es haben insgesamt 835 Personen an der Befragung teilgenommen. Davon haben 692 Personen die Befragung vollständig abgeschlossen. Für die Auswertung wurden nur die Antworten der Personen berücksichtigt, welche die Befragung vollständig abgeschlossen haben (n = 692). Dies entspricht 16% (n/x) der Mitglieder der DGSv zum Zeitpunkt der

Durchführung¹. Im Verband gibt es darüber hinaus 2756 Frauen (65 Prozent) und 1465 Männer (35 Prozent). In der Stichprobe zeigte sich eine ähnliche Struktur (457 Frauen / 66 Prozent und 233 Männer / 34 Prozent). Zwei Personen haben sich in der Befragung weder der Kategorie männlich noch weiblich zugeordnet (0,3 Prozent), was sich statistisch nicht abbilden lässt und somit nicht als signifikant zu werten ist.

Bei einer Mitgliederzahl von 4221 (am 01.03.2019), einem Konfidenzniveau (Z-Wert 1,96) von 95 Prozent und einer Fehlerspanne von 4 Prozent (Standardabweichung) ist die vorliegende Stichprobengröße (vollständig abgeschlossene Befragung) von 692 (n) unter Berücksichtigung der Kategorien Alter und Geschlecht der Befragten als repräsentativ zu werten.

Die wichtigsten Erkenntnisse und Häufigkeiten

Ausgehend von der Annahme, dass Supervisor*innen mit Migrationshintergrund oder deren Eltern selten von außerhalb Europas migriert sind, wollten wir wissen, auf welchem Kontinent die Befragten und ihre Eltern geboren wurden. Es gaben vier Personen an, sie seien selbst nicht in Europa geboren worden, das sind unter einem Prozent. Dies trifft ferner für acht Mütter der befragten Personen zu und für dreizehn Väter. Die Daten wurden bereinigt, um Mehrfachzählungen von Personen zu vermeiden, die nicht nur selbst, sondern von denen auch ein (oder beide) Elternteil(e) außerhalb Europas geboren wurden. Somit konnte für insgesamt 15 Personen (2 Prozent) festgestellt werden, dass sie eindeutig einen Migrationshintergrund nach Definition des Statistischen Bundesamtes haben.

Ergänzend wurde das Kriterium Muttersprache als Merkmal von Migration abgefragt. Es konnte zwischen allen auf der Seite der DGSv angegebenen Arbeitssprachen gewählt, sowie unter Sonstiges ein Freitext eingegeben werden. Die Angaben wurden im Folgenden abgeglichen mit den Angaben zur eigenen Herkunft und zur Herkunft der Eltern. 19 Personen gaben an, eine andere Sprache als Deutsch in ihrer Kindheit zu Hause gesprochen zu haben. Davon waren drei Angaben unter „Andere / mehrere Sprachen“ einem deutschen Dialekt zuzuordnen. Diese Angaben wurden für diese Auswertung nicht weiter berücksichtigt. Somit gaben insgesamt 16 Personen an, zu Hause kein Deutsch gesprochen zu haben.

Gefühle von Fremdheit

Für diese Befragung sollten, im Sinne einer intersektionalen Perspektive auf Migration, auch die subjektiv empfundenen Subkategorien berücksichtigt werden. Der Begriff Intersektionalität beschreibt das Zusammenwirken verschiedener „Ungleichheit

¹ Stand März 2019 / Auskunft der DGSv Geschäftsstelle

generierender Subkategorien“ (vgl. Küppers 2014). Durch die Betrachtung einzelner Subkategorien, ihrer Wirkmechanismen und Verstärkerfunktionen im Kontext sozialer Benachteiligung soll die Komplexität wirkmächtiger Unterdrückung und Ausschlusskriterien sichtbar gemacht werden. Wesentlich ist, dass diese Subkategorien weder jeweils für sich alleine stehen noch additiv zu verstehen sind, sondern in ihrer Wechsel- und Verstärkerwirkung zueinander. Von besonderem Interesse war in diesem Zusammenhang, ob sich abbilden lässt, inwieweit sich besonders vulnerable Gruppen zeigen, oder ob es Hinweise auf Auswirkungen eines Migrationshintergrundes auf das subjektive Erleben im Kontext von Biografie und Supervisionsqualifizierung gibt.

Im Ergebnis gab es nur wenige Personen, die in der Befragung eindeutig (3 = trifft voll zu / 9 = trifft eher zu) Gefühle von Fremdheit in Bezug auf einen Migrationshintergrund genannt haben. Acht Personen gaben am Ende der Befragung (Kommentarfeld) die Rückmeldung, dass sie sich durch den Aufbau des Fragebogens als ostdeutsche Supervisor*innen nicht repräsentiert fühlt. Hier scheint es ebenfalls Gefühle von Fremdheit zu geben, die aber nicht im Kontext von Migration zu erfassen sind.

Unter Berücksichtigung der Subkategorien (Alter, Gesundheit, sexuelle Orientierung, Geschlecht, Genderidentität und sozioökonomischer Status), im Sinne einer intersektionalen Betrachtung, wurde auch deutlich, dass die mit diesen Faktoren verknüpften Wirkmechanismen unterschiedlich stark wahrgenommen wurden. Insgesamt waren bspw. weder gesundheitliche Einschränkungen/Behinderung (6 = trifft voll zu / 18 = trifft eher zu) noch Geschlecht (1 = trifft voll zu / 17 = trifft eher zu), oder sexueller Orientierung (7 = trifft voll zu / 10 = trifft eher zu) signifikant ausschlaggebend für Gefühle von Fremdheit während der Qualifizierung. Noch weniger ins Gewicht fielen unter den Befragten Fremdheitsgefühle wegen Genderidentität (3 = trifft voll zu / 6 = trifft eher zu). Allerdings gaben 9 Personen an, sich aufgrund des Alters fremd gefühlt zu haben (trifft voll zu), und 34 gaben an, sich diesbezüglich eher fremd gefühlt zu haben. Die Ergebnisse zeigen, dass der sozioökonomische Status im Gegensatz dazu vergleichsweise häufig zu Gefühlen von Fremdheit während der Qualifizierung geführt hat. Etwa jede*r Zehnte gab an, dass dieses Merkmal voll oder eher zutraf, und zwar unabhängig vom Alter oder Bildungsstand. Diese Ergebnisse korrelieren mit den Zahlen zum Bildungsstand der Eltern. Sich wegen des sozioökonomischen Status im sozialen Kontext fremd zu fühlen scheint eng verknüpft zu sein mit dem Habitus von Bildungsaufsteiger*innen.

Religion

Ein weiteres diversitätsspezifisches Merkmal für kulturelle Unterschiede ist die Religionszugehörigkeit. Religion ist stark mit Herkunft und Ethnie verknüpft (insbesondere der Islam und der Hinduismus), sie dient nicht nur im sozialen Kontext als Unterscheidungsmerkmal (ethnische Typisierung) und ist häufig Anlass für offene oder

subtile Distinktion, Ausgrenzung und Rassismus sowie strukturelle Ungleichheit (vgl. Neckel / Sutterlüty 2005). Die Frage nach der Religionszugehörigkeit bot die Möglichkeit, jeweils eine der fünf Weltreligionen auszuwählen, keine Angaben zu machen, oder unter Sonstiges eigene Angaben zu machen. Keine der befragten Personen gab an, Muslim oder Hindu zu sein. Zwei Drittel identifizieren sich als Christen. Eine Person gibt an, jüdisch zu sein, fünf wählten den Buddhismus. Jede*r Vierte gab an, nicht religiös zu sein. Die Supervisoren der DGSv sind also überwiegend Christen.

	Der eigene Herkunfts- kontinent (ohne Europa)	Herkunfts- kontinent der Mutter (ohne Europa)	Herkunfts- kontinent des Vaters (ohne Europa)	Muttersprach e (ohne Deutsch)	Religionszuge- hörigkeit (ohne Christentum und nicht religiös) (trifft eher zu / trifft voll zu)	Gefühle von Fremdheit in der Qualifizierung wegen Migrationshinterg- rund (trifft eher zu / trifft voll zu)
Anzahl Personen (n = 692)	4	8	13	16	23	12
Prozent (gerundet)	0,5 %	1 %	2 %	2 %	3 %	2 %

Motivation und kulturelles Kapital

Die Tatsache, dass 556 Personen (80 Prozent) der Befragten angegeben haben, selbst positive Erfahrungen als Supervisand*in/Coachee gemacht zu haben, stützt die Annahme, dass die Motivation, Supervisor*in zu werden, intrinsisch angelegt ist und sich im Laufe der Berufsbiografie durch eigene Erfahrungen als Supervisand*in herausbildet.

Angenommen wurde darüber hinaus, dass Supervision ein „kollektives Aufstiegsprojekt“ (vgl. Olk 1986, 27f) ist und Studierende der Supervision zur Gruppe der sozialen Aufsteiger*innen bzw. der Ambitionierten gehören. Als Bildungsaufsteiger*innen sind hier definiert diejenigen, deren Eltern beide keine Hochschule besucht haben und deren höchster Bildungsabschluss Realschule/Mittlere Reife nicht überschreitet. Insgesamt sind das mehr als die Hälfte der Befragten. Ungefähr jede*r Vierte davon hat zudem vor Aufnahme des Erststudiums zunächst eine Berufsausbildung abgeschlossen. Dementsprechend zeigt sich der Abschluss einer Ausbildung vor Aufnahme des Studiums in den Biografien vieler Supervisor*innen als eine Treppenstufe auf dem Weg der Bildungsaufsteiger*innen.

Mehr als die Hälfte der Bildungsaufsteiger*innen geben an, für ein oder mehrere Kinder Erziehungsverantwortung zu übernehmen, wobei der Anteil der Erziehungsverantwortung für Kinder über 18 Jahren am höchsten ist. Auch in Bezug auf die

Übernahme von Pflegeverantwortung für Angehörige, wird deutlich, dass der größte Anteil derer, die Pflegeverantwortung übernehmen, aus der Gruppe der Bildungsaufsteiger*innen kommt. In der gegenständlichen Befragung zeigt sich weiterhin, dass sich unter Bildungsaufsteiger*innen, wie sie hier definiert sind, die Verteilung für Erziehungsverantwortung und Pflegeverantwortung der Gesamtbefragung spiegelt.

Geschlecht und Beruf

Des Weiteren konnte die Annahme, dass Supervision überwiegend weiblich ist, in der gegenständlichen Befragung verifiziert werden. Insgesamt ist der Frauenanteil unter den Befragten - in allen Altersgruppen - mit durchschnittlich 66 Prozent deutlich höher als der Männeranteil (rund 34 Prozent). Nur zwei Personen gaben an, sich selbst einem anderen/dritten (nicht weiter definierten) Geschlecht zuzuordnen.

Die Hälfte der Befragten gab an, ihre erste berufliche Qualifikation im Bereich Pädagogik / Soziale Arbeit absolviert zu haben, wobei sich hier der Frauenanteil mit 73 Prozent abermals als deutlich höher herausstellt. Dies könnte in Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der Supervision stehen, welche eng mit der Sozialen Arbeit verknüpft ist. Lange-Vester (vgl. Boufeljah 2015) hebt hervor, dass zwar durch den sozialen Wandel die Bildungschancen von Frauen insgesamt deutlich besser seien, sie aber weiterhin in Richtung einer eher geschlechterkohärenten Berufswahl sozialisiert werden, also immer noch eher die Bereiche Soziales, Erziehung und Pflege wählen. Diese Berufswahl lenke sie häufig in weniger anerkannte und schlechter bezahlte Berufe als es bei den Männern der Fall sei. Zuzüglich zur Übernahme von familialen Pflichten sind die Bildungsaufsteiger*innen häufig mit herkunftsbedingten Anpassungsleistungen in der Phase ihrer Akademisierung konfrontiert. Dazu gehören laut Lange-Vester nicht nur inhaltliche Herausforderungen, sondern auch strukturelle (Vereinbarkeit, finanzielle Unterstützung) sowie habitusspezifische Herausforderungen durch den Abgleich der Werte und Haltungen der Herkunftsfamilie mit den Erwartungen in Studium und Beruf (vgl. Boufeljah 2015).

Resümee

Unter Berücksichtigung der Datenlage stellt sich die Mitgliederstruktur der DGsv im Hinblick auf die klassischen diversitätsspezifischen Kategorien folgendermaßen dar: mehrheitlich weiblich, deutsch, zwischen 50-59 Jahre alt, überwiegend christlich (68 Prozent) und in der Erstqualifizierung eher im Bereich Pädagogik / Soziale Arbeit verortet.

In der vorliegenden Studie wurde hauptsächlich eines der diversitätsspezifischen Merkmale fokussiert. Unter den Gesichtspunkten Ethnie und Kultur ist in erster Linie

relevant, ob die befragten einen Migrationshintergrund besitzen, darüber hinaus aber auch, ob sie aus Nord-Süd, Ost- oder Westdeutschland stammen und dort wiederum aus einer urbanen oder einer ländlichen Region. Dies zeigt sich insbesondere im „Monitor nachhaltige Kommune“ mit dem Schwerpunkt Armut der Bertelsmann Stiftung (2018). Analog dazu hat sich auch im Rahmen der hier vorgestellten Studie angedeutet, dass es Gefühle von Fremdheit im Zusammenhang mit regionalen Unterschieden innerhalb Deutschlands gibt. Dies betrifft insbesondere die Rückmeldungen zu den subjektiv wahrgenommenen Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland und sollte Gegenstand weiterer Forschung sein. So wäre es bspw. interessant zu erfahren wodurch die Gefühle von Fremdheit spezifisch bei den ostdeutschen Befragten ausgelöst wurden.

Darüber hinaus wurde ein deutlicher Zusammenhang zwischen Supervision und Bildungsaufstieg sichtbar. Die Supervision scheint somit teilweise an einen sozioökonomischen Erwartungshorizont anzuschließen. Im Rahmen der Befragung konnten multiple Wirkmechanismen ausgemacht werden, die eine differenzierte Betrachtung unter intersektionalen Blickwinkeln und unter Einbeziehung habitueller Dimensionen erfordern. So bleibt bspw. offen, weshalb sich unter den befragten Supervisor*innen keine Muslime finden lassen, obwohl die Bevölkerungsstruktur in Deutschland – und somit auch die Arbeitswelt – ein anderes Bild zeichnet. Diesbezüglich besteht ein Forschungsdesiderat. Dieses erscheint dringlich da in Anbetracht des multidimensionalen Wandels der Gesellschaft (vgl. Destatis 2017) davon auszugehen ist, dass sich langfristig die Kultur der Supervision entsprechend weiterentwickeln muss. In einer multikulturellen Arbeitswelt sollte es keine monokulturelle Supervision geben.

Literatur

- Atteslander, P. (2006): Methoden der empirischen Sozialforschung; 11., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Bertelsmann Stiftung (Hg.) (2018): Monitor Nachhaltige Kommune; Bericht 2018; Schwerpunktthema Armut [online: https://www.bertelsmannstiftung.de/fileadmin/files/Projekte/Monitor_Nachhaltige_Kommune/MNK_Bericht_2018.pdf].
- Boufeljah, N. (2015): Ein Experteninterview über Bildungssoziologie mit Prof. Dr. Andrea Lange-Vester. Soziologiemagazin: publizieren statt archivieren, 8 (2), S. 5-19. [online: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-46642-2>] abgerufen am 07.05.2019.
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Ed.) (1983). Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband, 2. Göttingen: Schwartz.
- Destatis (2009): Bildung und Kultur, Studierende an Hochschulen; Fachserie 11. Reihe 4.1; Wiesbaden: Statistisches Bundesamt [online: https://www.destatis.de/GPStatistik/servlets/MCR_FileNodeServlet/DEHeft_derivate_00006844/2110410097004.pdf].
- Fuchs, M. (2007): Diversity und Differenz – Konzeptionelle Überlegungen. In: Krell, G./ Riedmüller, B./ Sieben, B./ Vinz, B. (Hg.) (2007): Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt/New York: Campus Verlag; S. 17-34.

-
- Jackob, N. et al. (Hg.) (2009): Sozialforschung im Internet. Methodologie und Praxis der Online-Befragung; Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Küppers, C. (2014): Intersektionalität. In: Gender Glossar / Gender Glossary (5 Absätze). [online: <http://gender-glossar.de>].
- Lange-Vester, A.; Bremer, H. (Hg.) (2014): Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Middendorff, E./ Apolinarski, B./ Becker, K./ Bornkessel, P./ Brandt, T./ Heißenberg, S./ Poskowsky, J. (2017): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016. Zusammenfassung zur 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks – durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung; Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) [https://www.bmbf.de/upload_filestore/pub/21._Sozialerhebung_2016_Zusammenfassung.pdf].
- Neckel, S./Sutterlüty, F. (2005): Negative Klassifikationen. Konflikte um die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In: Heitmeyer, Wilhelm/Imbusch, Peter (Hrsg.): Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS, 409–428.
- Olk, Th. (1986): Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität. Weinheim: Juventa.
- Statistisches Bundesamt (2018): Pressemitteilung 282, 01.08.2018 [online: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2018/08/PD18_282_12511.html] abgerufen am 30.04.2019.

Anna Dumpe

Reflexives Denken

Sozialwissenschaftliche Denktheorien als Grundlage der Beratung am
Beispiel von John Dewey, Pierre Bourdieu und Wilfred Bion

Zusammenfassung

Dieser Artikel untersucht den Zusammenhang von Denken und Reflexion aus einer beratungs- und sozialwissenschaftlichen Perspektive.

Wichtige Vertreter in der sozialwissenschaftlichen Denktradition sind der Sozialphilosoph John Dewey, der Soziologe Pierre Bourdieu und der Psychoanalytiker Wilfred Bion. Während Dewey vor allem das „Durchdenken“, im Sinne eines auf die Wahrnehmung bezogenen logischen Durchdenkens und „Zu-Ende-Denkens“, als reflexives Denken beschreibt, wird nach Bourdieu das reflexive Denken vor allem durch den Bruch mit den Routinen ermöglicht. Wenn sich reflexives Denken an die Grenzen der eigenen Wahrnehmungsfähigkeit herantraut, ist dieser Prozess oft mit Angst besetzt und die Grenzen sind mit Projektionen und Übertragungen besiedelt. Um ein freies Denken zu ermöglichen, bedarf es nach Bion deshalb eines besonderen Beziehungs- und Entwicklungsraums, in dem wir uns wohlfühlen und so angstfrei in neue Richtungen denken können. Diesen Entwicklungsraum angstfreien Denkens beschreibt Bion in seinem Konzept des Containings.

In diesem Artikel wird der Versuch unternommen, aus den drei Denktheorien eine Gestalt zu entwickeln, die als Grundlage supervisorischer Arbeit dienen kann. Im Rahmen eines Fallbeispiels wird im Anschluss skizzenhaft ein supervisorischer Prozess vor dem Hintergrund der drei Denktheorien beleuchtet.

1. John Deweys reflexive Denkschulung

John Dewey (1859-1952) war ein amerikanischer Philosoph und Pädagoge und einer der bedeutendsten Vertreter des Pragmatismus. Sein 1910 entstandenes Buch „Wie wir denken - Eine Untersuchung über die Beziehung des reflektiven Denkens zum Prozess der Erziehung“ gilt als Vorläuferwerk seiner späteren sozialpolitischen und pädagogischen Reformbestrebungen und als eines der bedeutendsten Werke der Reflexionstheorie. In dieser Schrift stellt Dewey das reflexive Denken als eine empirische Methode dar, die im psychologischen und pädagogischen Bereich angewandt werden kann, um die Entwicklung eines kritischen, sorgfältig prüfenden Denkens zu fördern. Für ihn ist die reflexive Auseinandersetzung mit problematischen Erfahrungen die Voraussetzung für erfolgreiches Lernen.

Reflexion entsteht nach Dewey vor allem im Zusammenhang mit Denk- und Handlungsblockaden. Durch die dann folgende Erforschung der zugrundeliegenden und zukünftigen Ereignisse, versucht der Denkende zu einer Auflösung der als problematisch empfundenen Situation zu gelangen. „Wo Denken stattfindet, fungiert Gegebenes als Zeichen, als Hinweis auf etwas anderes, das noch nicht angetroffen wurde. Ein denkendes Wesen kann daher auf Basis des Nichtgegebenen und des Künftigen handeln“ (Dewey 2002:17).

Dieses Vorausdenken und Abwägen grenzt reflexives Denken von reinem Zufallsdenken ab, in dem Einfälle ungefiltert durch den Kopf gehen. „Gedanken dieser Art erheben keinen Anspruch auf Tiefe, Folgerichtigkeit oder Wahrheit. [...] Allein das zufällige Auftauchen von ‚irgend etwas‘ [sic!] in ungeordneter Reihe befriedigt das überlegene Denken nicht. Denn es besteht nicht aus einem blossen [sic!] Aneinanderreihen von Ideen, es ist folgerichtig und so geordnet, dass jede Idee die folgende bestimmt und auf der vorhergehenden basiert. Die Folge ist nicht dem Zufall überlassen, sondern die Gedanken bedingen und stützen einander“ (ebd. 8f.).

Ebenso grenzt Dewey das Denken vom reflexivem Denken ab, das Gedanken unkritisch und ohne Beweise für sich übernimmt. „Gedanken dieser Art entstehen unbewusst und ihr Ziel ist nicht auf Erkenntnis gerichtet. Sie tauchen auf, wir wissen nicht wie. Sie sind unbekannter Herkunft, schleichen sich in unser Denken ein, werden akzeptiert und ein Bestandteil unseres geistigen Besitzes. Verschiedene Formen der Autorität, wie Tradition, Belehrung, Nachahmung, tragen zu ihrem Entstehen bei; auch alles, was dem Eigeninteresse dient und unseren Leidenschaften entgegenkommt, unterstützt ihre Annahme. Solche Gedanken sind Vorurteile, das heisst [sic!] Vor-Urteile, nicht echte Urteile, die sich auf Beweise stützen“ (ebd. 10).

Reflexives Denken ist nach Dewey auf Erkenntnis ausgerichtet und mit einem Forschungsprozess versehen. Es sucht beständig nach der Grundlage und der Tragweite unserer Ideen. „Reflektierendes Denken besteht in einem regen, andauernden, sorgfältigen Prüfen von etwas, das für wahr gehalten wird, und zwar im Lichte der Gründe, auf die sich die Ansicht stützt, und der weiteren Schlüsse, denen sie zustrebt“ (ebd. 11).

Da die Gedanken nicht voreilig und ohne Bedacht übernommen werden und der Denkende sich Zeit und Raum nimmt, um seine Gedanken zu prüfen, ist reflektierendes Denken „[...] immer mit einer gewissen Beunruhigung verbunden. Es zwingt uns, den Kampf gegen die Trägheit aufzunehmen, die dazu neigt, Einfälle in der Form, wie sie gerade auftauchen, anzunehmen, und so das geistige Unbehagen zu beenden. Reflektierendes Denken bedeutet Bereitwilligkeit, einen Zustand der Unsicherheit zu ertragen und die Bildung eines Urteils aufzuschieben, um weiter zu forschen“ (ebd. 16).

Dieser sorgfältig prüfende Denkprozess verläuft nach Dewey in fünf aufeinander folgenden Phasen:

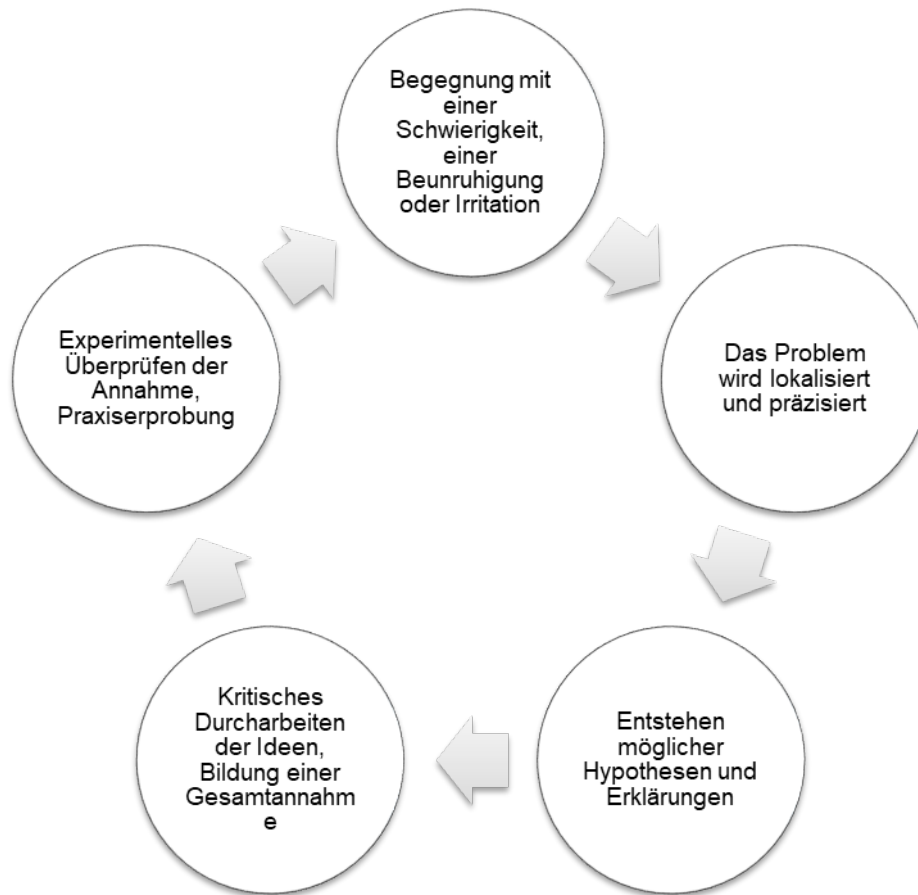


Abb.1 Reflexionsmodell nach Dewey 2002

1. In der ersten Phase gibt es eine Situation, die als schwierig erlebt wird und nicht im Einklang mit den bereits erarbeiteten Denktraditionen des Einzelnen steht. Es entsteht ein Unbehagen und ein daraus hervorgehender Drang, das Problem zu lösen.
2. In der zweiten Phase geht es zunächst darum, keine vorschnellen Lösungen zu finden, sondern das Problem von allen Seiten aus einer Metaperspektive zu beleuchten, zu lokalisieren und zu präzisieren. Dabei ist es auch wichtig, die Hintergründe genau zu untersuchen und sich auch unbewussten Voraussetzungen oder Annahmen zuzuwenden.
3. In der dritten Phase vollzieht sich der Sprung von dem, was als gegeben lokalisiert wurde, hin zu den Folgerungen, die daraus entstehen können. Auch in dieser Phase ist es wichtig, nicht sofort zu einem endgültigen Schluss zu gelangen,

sondern phantasievoll und unbefangen rivalisierende Vermutungen entstehen und nebeneinander bestehen zu lassen.

4. In der vierten Phase kommt es durch ein kritisches Überprüfen der Hypothesen zu einer Verdichtung der Ideen; es soll ein zusammenhängendes Ganzes entwickelt werden.
5. In der letzten Phase wird die ausgewählte und gedanklich überprüfte Idee einer praktischen Überprüfung unterzogen. Die vorhergehenden Überlegungen werden in das Handeln übersetzt, und im Handeln stellt sich heraus, ob die angenommenen Zukunftshypothesen dieser Idee eintreten und sie damit beibehalten wird. Ist dies nicht der Fall, schließt sich ein erneuter Reflexionsprozess an.

2. Denken bei Pierre Bourdieu

Pierre Bourdieu (1930-2002), ein französischer Sozialphilosoph und Ethnologe, gehört zu den einflussreichsten soziologischen Denkern und Gesellschaftskritikern der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Als politisch Intellektueller beschäftigte er sich zeitlebens mit der kritischen Betrachtung der herrschenden Machtverhältnisse.

Bourdieu schließt insofern an die Denktradition John Deweys an, als dass er sein Augenmerk insbesondere auf die Brüche legt, die sich in einer Erzählung oder in einer Biografie zeigen. Dort, wo etwas nicht zusammenpasst, vermutet er das Unbewusste, das es zu ergründen gilt. In seiner soziologischen Perspektive nimmt er dabei vor allem diejenigen Brüche in den Blick, die sich durch das Ausscheren aus festgelegten Distinktionen einzelner Klassengemeinschaften zeigen. Reflexivität heißt bei Bourdieu aber auch „[...] die Bereitschaft zum Bruch - vor allem mit sich selbst und auch zum Bruch mit jenen Institutionen, in denen man sozialisiert worden ist und denen man zugehört“ (Gröning 2012:29).

Der Habitusbegriff ist ein grundlegendes Element in Bourdieus Sozialtheorie. Er beschreibt die Stellung des Einzelnen im sozialen Raum in Verbindung mit spezifischen Praktiken, Vorlieben und Gewohnheiten, „[...] eine allgemeine Grundhaltung, eine Disposition gegenüber der Welt, die zu systematischen Stellungnahmen führt“ (Bourdieu 1992:31).

Der Habitus ist durch eine innere Doppelstruktur bestimmt. Zum einen wird er durch die äußeren sozialen, kulturellen und materiellen Lebensbedingungen verinnerlicht (Repräsentant der sozialen Welt / „opus operatum“). Zum anderen formen die Menschen wiederum durch die ihnen einverlebten Bedingungen und den damit einhergehenden Handlungs- und Wahrnehmungsschemata ihr Umfeld auf ihre je spezifische Weise (generatives Erzeugungsprinzip von sozialen Praxisformen / „modus operandi“). Diese Handlungsstrukturen sind also nicht nur gesellschaftlich vorgeprägt, sondern sie dienen

ihrerseits wiederum der Konstitution sozialer und klassenspezifischer Strukturen. Es sind „[...] Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierter Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken“ (Bourdieu 1976:165). Der Habitus ist insofern sehr beharrlich, als er stets Bedingungen sucht, unter denen er sich in seiner bestehenden Form realisieren kann und seine Dispositionen sichern kann (vgl. Bourdieu 2001:192). So setzen die Strukturen der Vergangenheit Grenzen in der Auswahl potentieller Handlungen und Erfahrungen in der Gegenwart der Akteure.

Die Verinnerlichung der materiellen und kulturellen Existenzbedingungen erfolgt nach Bourdieu zu einem großen Teil durch die Einverleibung auf der Körperebene. Diese Inkorporierung sozialer Praxen zeigt sich insbesondere im leiblichen und sprachlichen Ausdruck. Durch die Einverleibung ist es dem Einzelnen kaum möglich, diese Praxen von außen zu betrachten. Sie sind im Vorbewusstsein abgespeichert, dem Bewusstsein somit nicht mehr unmittelbar zugänglich und fühlen sich von daher selbstverständlich an. „Wem die Strukturen der Welt einverleibt sind, der ist hier unmittelbar, spontan ‚zu Hause‘ und schafft, was zu schaffen ist, ohne überhaupt nachdenken zu müssen, was und wie [...]“ (ebd.183).

Der zweite zentrale Begriff in Bourdieus Praxeologie ist der Begriff des Feldes. In einer Gesellschaft existieren nach Bourdieu verschiedene autonome Felder nebeneinander, wie z.B. die Pädagogik, die Wissenschaft, die Justiz, die Religion oder die Wirtschaft. Jedes Feld unterliegt spezifische Bedingungen, Funktionen und Regeln. Bourdieu knüpft in seinem Feldbegriff an Lewin an, der dem sozialen Feld eine besondere Wirkkraft zugeschrieben hat. „Jedes soziale Feld produziert [...] Unbewusstheit, die quasi gerinnt und zu Handlungsmustern, Rollen, Traditionen und Kulturen wird, die in festen Sinnstrukturen des jeweiligen Feldes festgeschrieben sind und hier eine Art symbolische Gewalt ausüben“ (vgl. ebd. 30f.). Jeder Angehörige des Feldes ist diesen Wirkkräften ausgesetzt und muss sich zu ihnen verhalten. Unter einem sozialen Feld versteht Bourdieu „ein Netz von in der Regel hierarchisch positionierten Akteuren, die über unterschiedliche Ressourcen an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital verfügen. Sie können von daher mit unterschiedlichen Potenzialen an den beständigen Auseinandersetzungen um Positionen, um Entscheidungs-, Gestaltungs- und Deutungsmacht teilnehmen“ (Dölling 2011:8).

Bourdieu beschreibt, im Anschluss an seine grundlegenden Überlegungen zu Habitus und Feld, drei soziale Momente, die in die Reflexion einfließen sollten und bezeichnet diese als Bias (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996:66ff., Elven/Weber 2012:43f.).

In einem ersten Schritt sollen die persönlichen habituellen Prägungen entlang zentraler Denk- und Wahrnehmungsschemata, wie Geschlecht, soziale Herkunft, Klasse und Ethnizität betrachtet werden. In dieser ersten Dimension geht es also zunächst um die Reflexion der habituellen Disposition des Analysanden selbst.

Auf der zweiten Ebene ist es wichtig, die aktuelle Verortung im jeweiligen Feld zu analysieren. In der Beratung einer Doktorandin könnte sie das Feld der Wissenschaft, bzw. der Universität sein, in der Beratung einer Erzieherin das Feld der Pädagogik und darin wiederum z.B. das der Jugendhilfe. In diesem zweiten Schritt geht es darum, die individuelle habituelle Position der Analysanden, die im ersten Schritt innerhalb der sozialen Struktur im weitesten Sinne erarbeitet wurde, mit den Gegebenheiten des spezifischen Feldes, in dem die Akteure praktisch tätig sind, zu verbinden, d.h. den Analysanden auf die Analysepraxis rückzubeziehen.

In der dritten Bias schließlich sind die Schemata und die Denkkategorien der soziologischen Praxis zu reflektieren. Auch die scheinbar neutrale Wissenschaft, die Soziologie und ihre analytischen Werkzeuge, weisen Grenzen im wissenschaftlichen Verstehen auf und der Wissenschaftler und der Berater darf sich nicht über die Machtstrukturen täuschen lassen („illusio“), die auch in diesem Feld gelten (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996:147f.). Langenohl verweist dabei auf Steve Woolgar, der in seinem 1988 herausgegebenen Sammelband „Knowledge and Reflexivity“ mit einem Foto beginnt, auf dem der Anthropologe Bronislaw Malinowski in seinem Zelt steht und von einer Gruppe TobrianderInnen beobachtet wird. Malinowski wird also von denen, die er zu beobachten behauptete, selbst ebenfalls beobachtet. Und das Foto verweist auf eine dritte Figur, die des Fotografen, der in seiner unsichtbaren, hintergründigen Gestalt, das Foto erzeugt hat und damit ebenfalls Einfluss auf die Repräsentation der Szenerie genommen hat. „Erst also wenn die spezifischen Darstellungsformen und Problemwahrnehmungen der Soziologie, die ihrer Zugehörigkeit zum akademischen Feld geschuldet sind, zur Anschauung gelangen, können sie, gleichsam auf einer Beobachtungsebene zweiter Ordnung, der Präzisierung und Korrektur soziologischer Befunde dienlich gemacht werden“ (Langenohl 2009:11).

Dieser Dreischritt ermöglicht dem Analysanden und dem Berater, eine erweiterte Perspektive auf die individuellen, sozialen und kulturellen Faktoren, die in enger Beziehung zusammenstehen und sich gegenseitig bedingen. „Mit dieser praxistheoretischen, habitusreflexiven Analyse- und Beratungsperspektive geraten damit quasi-natürliche Gegebenheiten ebenso wie formale, vordergründige und vermeintliche Gleichheiten und organisationale Macht- und Herrschaftsstrukturen [...] in den Blick“ (Elven/Weber 2012:45).

Der Berater wiederum muss sich ebenfalls mit seinen eigenen habituellen Bedingungen, mit denen seines Feldes und mit denen der soziologischen Perspektive auseinandersetzen. Die Reflexion der Position des Analysanden im Feld erfordert z.B. von einem Berater, dass er die sozialen Regeln in dem zu beratenden Feld erkennt, aber auch seine eigene soziale Position und die ihr einverlebten Denk- und Handlungsschemata reflektiert. Gröning weist in diesem Sinne zu Recht darauf hin, dass die symbolische Gewalt des Feldes, bzw. der Organisation und der Leitungspersonen, weiter unreflektiert bestehen

bleiben kann, wenn der Berater z.B. nicht bedenkt, dass er nicht „ausschließlich aufgrund seines Charismas engagiert [wird], sondern weil er Gewichte und Interessen des Feldes symbolisiert“ (Gröning 2012:31).

3. Wilfred R. Bion - Das Denken und der psychische Raum - Das Modell Container-Contained

Wilfred R. Bion (1897-1979) war ein britischer Psychoanalytiker und hat die Entwicklung der Gruppenpsychoanalyse entscheidend mitgeprägt. Aus der psychoanalytischen Theorie Melanie Kleins übernahm er von ihr wesentliche Elemente aus der frühen Mutter-Kind-Interaktion, um die Entwicklung des Denkprozesses transparent zu machen.

Bions Denktheorie entstand, ähnlich wie bei Bourdieu, auf der Grundlage von Beobachtungen und praktischen Erfahrungen. Sie sind deshalb beide nicht als abstrakte Theorien zu verstehen, sondern als praxisorientierte Modelle. Bion erhoffte sich dadurch eine nicht allzu strenge theoretische Struktur, die in der Praxis eine flexible Anwendung ermöglicht. Er gründete auch keine Schule und sah das „Eigen-Denken in Freiheit“ als maßgebliches Leitbild psychoanalytischer Arbeit an (vgl. Rüth 2005:68).

Nach Bion existieren Gedanken zunächst einmal ohne den Denker und sind immer auf der Suche nach einem „Denkapparat“, der sie aufnimmt und denken kann (vgl. Bion 1992:138). Auf dieser Grundlage entwickelte er das Modell Container (Behälter) – Contained (Inhalt). Die Beziehung zwischen Container und Contained ist nach Bion ein Grundmuster der Natur und zeigt sich als Modell in den Konzepten Penis-in-Scheide, Embryo-in-Uterus oder Brustwarze-in-Mund von Beginn des Lebens an. Als Grundmodell dient ein Container, der etwas in sich aufnimmt, wodurch etwas Drittes entstehen kann. Es ist ein Beziehungsmodell, das sich in allen menschlichen Beziehungen, aber auch in jedem Denken abbildet. Nach Bion benötigt jeder Gedanke einen Denker, der ihn in sich aufnimmt und denkt und jede Beziehung ein Gegenüber, das sie hält. Lernen und jegliches Denken ist deshalb nach Bion auf eine vom Gegenüber gehaltene emotionale Erfahrung angewiesen.

Im Anschluss an die Theorie der frühkindlichen Entwicklung Melanie Kleins entsteht nach Bion das Denken aufgrund des Verlustes von Objekten. Die abwesende Brust erzeugt im Säugling eine Frustration (keine Brust!), die es loszuwerden gilt. Über das Phänomen der projektiven Identifikation, versucht der Säugling seine negativen Gedanken (Beta-Elemente) im Gegenüber zu platzieren. Mit Hilfe der Alpha-Funktionen werden diese negativen Sinnesdaten transformiert und dem Denken zugänglich gemacht. In der frühen Mutter-Kind-Beziehung bedeutet dies, dass die Mutter ihre eigenen Container-Funktionen (Alpha-Funktionen) zur Verfügung stellt, um die inneren Zustände ihres Babys zu erfassen, zu verstehen und in eine erträgliche Form umzuwandeln. Die

Mutter (Container) würde das Hungergefühl des Babys (Contained) in sich aufnehmen und daraus würde etwas Neues entstehen, z.B. die Handlung des Stillens (vgl. Ahlers-Niemann 2006:120). Dieser Prozess ist durch das Verbalisieren und die mimische und körperliche Begleitung der Handlung gekennzeichnet und konstruiert so Bedeutung.

Beta-Elemente sind dementsprechend Sinnesdaten bzw. Emotionen, die in einem noch unverarbeiteten Zustand vorliegen und von daher dem Denken (noch nicht) zur Verfügung stehen. Der Terminus Alpha-Funktion „[...]“ steht für einen unbekanntem Prozess, der dafür sorgt, dass rohe Sinnesdaten aufgenommen werden und in psychische Inhalte umgewandelt werden, die Bedeutung haben und zum Denken benutzt werden“ (Hinshelwood 1993:321). Es ist eine Transformation von Nicht-Benennbarem zu Benennbarem.

Dabei ist dem Beobachter manchmal nicht sofort zugänglich, wie diese Wissenstransformation der Mutter an den Säugling vonstattengeht. Bion beschreibt diese teilweise unsichtbaren Verstehensmuster mit der „Kontaktschranke“. Sie befindet sich, wie eine Art Membran, auf der Grenze von bewussten und unbewussten Inhalten. Mit ihrer Hilfe ist das „binokulare Sehen“ möglich, mit dem bewusste und unbewusste Inhalte einer Szenerie zu einem Gesamtbild zusammenfließen und so zu einer umfassenden Wahrnehmung der psychischen Qualität der Situation führen (vgl. Bion 1992: 23; 104; 164).

Rüth (2005:76) erklärt damit auch die spezielle Wirkweise der Balintgruppenarbeit. Durch den Fallbericht des Vortragenden, dem anschließenden sachlichen Nachfragen der Gruppenmitglieder zum Fallgeschehen und dem weiteren freien Assoziieren und Durchdenken der Gruppe ohne Beteiligung des Falleinbringers, stellt die Gruppe ihre Alpha-Funktionen für den Falleinbringer zur Verfügung. Sie fungiert als Container, indem sie das unverdaute Material, also die Beta-Elemente des Falleinbringers, in sich aufnimmt, verdaut und als Alpha-Elemente wieder zur Verfügung stellt. Das binokulare Sehen, als das Zusammentragen von bewussten und unbewussten Vorgängen in der Fallgeschichte, trägt dabei wesentlich zum Erkenntnisgewinn bei.

Um eine Alpha-Funktion einnehmen zu können, setzt es nach Bion die „negative Fähigkeit“ („negative capability“) voraus. Ihr kommt eine besondere Bedeutung in der Phase des „In-sich-Bewahrens“ zu und sie kennzeichnet sich durch folgende Fähigkeiten:

- jede Begegnung als eine neue Begegnung zu sehen
- Unsicherheit, Geheimnisse und Zweifel ertragen zu können
- nicht sofort nach Fakten und Gründen zu suchen, das Urteil in der Schwebe zu halten
- sich von unbewusstem Wachdenken / von einer träumerischen Gelöstheit („rêverie“/“dream work alpha“) leiten zu lassen, die akustische, visuelle oder geruchsgeleitete Sinneseindrücke und Bilder einfließen lässt

Das aufnehmende Objekt muss also in der Lage sein, das Material ohne zu urteilen in sich aufzunehmen, dabei das Zweifelhafte und Unsichere zunächst auszuhalten, dann das Material durch einen metabolisierenden, entwirrenden Vorgang in sich zu bearbeiten und in einem letzten Schritt an das Subjekt in dosierter Menge zurückzugeben (zurückzufüttern), so dass es verdaut werden kann und nicht sofort wieder „ausgespuckt“ werden muss (vgl. Lazar 2002:166).

In diesem Prozess nehmen die Modelle der gleichschwebenden Aufmerksamkeit und der „ausgewählten Tatsachen“ („selected facts“) eine weitere wichtige Rolle ein. Schon Sigmund Freud hat in der psychoanalytischen Grundhaltung des Nichtwissens eine Methode entdeckt, in der zunächst an der Oberfläche nur schwer erkennbare Zusammenhänge entdeckt werden können. „Sowie man nämlich seine Aufmerksamkeit absichtlich bis zu einer gewissen Höhe anspannt, beginnt man auch unter dem dargebotenen Material auszuwählen; man fixiert ein Stück besonders scharf, eliminiert dafür ein anderes, und folgt bei dieser Auswahl seinen Erwartungen und seinen Neigungen. Gerade dies darf man aber nicht; folgt man bei der Auswahl seinen Erwartungen, so ist man in Gefahr, niemals etwas anderes zu finden, als was man bereits weiß; folgt man seinen Neigungen, so wird man sicherlich die mögliche Wahrnehmung fälschen“ (Freud/Andreas-Salomé 1966:50). Bion entwickelte auf dieser Grundlage seine Idee der „disziplinierten Absage an Erinnerung und Wunsch“ (Bion 1970:59), in der Vergangenheit und Zukunft in den Hintergrund treten und so nicht zu einer Abschwächung der Präsenz führen. Der Zustand in völliger Offenheit („without memory or desire“) ermöglicht das Wahrnehmen und das intuitive Erfassen der Realität und soll damit zu innerem Wachstum führen und die gedankliche Freiheit des Individuums anregen. „Letztlich benennt Bion hier einen Zustand, bei dem es ihm um die eigene gedankliche Freiheit geht, aber insbesondere um die gedankliche Freiheit des Gegenübers“ (Rüth 2005:79).

Bion beschreibt zusätzlich das Modell der ausgewählten Tatsachen („selected facts“), indem er die Gedanken von Poincaré übernimmt. Poincaré geht davon aus, dass es wichtig ist, längst bekannte, aber immer noch verwirrende und befremdende Elemente der Erzählung so lange zu betrachten, bis sie zu einer neuen Bedeutung miteinander verbunden werden können. In diesem Prozess müssen nach Bion die Zustände der „paranoid-schizoiden“ und der „depressiven“ Position durchlaufen werden. In der zunächst auftauchenden paranoid-schizoiden Position erlebt der Säugling nach Melanie Klein zunächst eine Phase von Verfolgungsangst und Spaltungsprozessen, in der darauffolgenden depressiven Position lässt diese Angst nach und die Spaltungen können zunehmend integriert werden. Die depressive Position wird als ein Zustand angesehen, in dem Widersprüche und Leiden ausgehalten werden können und somit seelisches Wachstum möglich ist.

In der Beratung wäre demnach die erste Position die der Geduld, in der die Aufmerksamkeit auf das Unbekannte gelegt wird, was oft als angstausslösend und verstörend erlebt wird. Wenn es gelingt, diesen Zustand auszuhalten, können die bis dahin unverstandenen, zusammenhanglosen Teile miteinander verbunden und in den Gesamtzusammenhang integriert werden. Um eine Deutung für eine „ausgewählte Tatsache“ zu finden, müssen nach Bion immer beide Stadien durchlaufen worden sein. Seelisches Wachstum entsteht also durch die Fähigkeit „Realität zu erfassen und auszuhalten. Das heißt mit anderen Worten, dass bei Wachstum die Fähigkeit zu leiden zunimmt. Gleichzeitig nehmen aber Illusionen über die Wirklichkeit und Verblendungen (delusion) ab“ (Rüth 2005:76).

Dieser Prozess, in dem Beta-Elemente durch Alpha-Funktionen transformiert werden und sozusagen „denkbar“ gemacht werden, läuft nach Lazar (1990) in jeder geglückten Mutter-Kind-Beziehung, in jeder Therapeuten-Patienten-Beziehung und in jeder Beratung zwischen Berater und Ratsuchendem ab. Neues Lernen und neue Erfahrungen sind nach Bion deshalb an einen sicheren, geschützten Ort der Beziehung, an einen Container, gebunden. Nach Bion kann Denken also erst in dem Maße stattfinden, „[...] in dem beängstigende und destruktive Affekte in der menschlichen Seele in gute Phantasien umgewandelt werden können“ (Gröning 2012:23).

4. Reflexivität in der Beratung – ein Fallbeispiel

Frau L. kam mit ihrem Vorgesetzten, Herrn S. (Pflegedienstleiter einer Kleinstadt), zum Erstgespräch in die Supervision. Frau L. berichtete, dass sie Erzieherin sei, jedoch nie in diesem Beruf gearbeitet habe. Sie habe nach der Ausbildung zunächst ihre Tochter großgezogen, habe neben der Kindererziehung ihrem Mann im Büro seines Dachdeckerbetriebes ausgeholfen und im Anschluss als Pflegemutter Kinder in ihrer Familie aufgenommen. Ihr Mann arbeite weiter in seinem Betrieb, sie führe die Pflegestelle größtenteils alleine.

Nun habe sie neben zwei weiteren Kindern seit vier Jahren auch Ronny (13J.) und seine kleine Schwester (8J.) in ihrer Familie aufgenommen. Sie habe zunächst nichts über Ronnys familiäre Hintergründe gewusst, aber schon nach kurzer Zeit hätten sich starke Auffälligkeiten bei Ronny gezeigt.

Herr S., der Frau L. immer wieder unterbrach, titulierte Ronny als „Systemsprenger“. Er berichtete, Ronny hätte schon lange Zeit in der Kinder- und Jugendpsychiatrie vorgestellt werden sollen, aber seine erziehungsberechtigten, drogenabhängigen Eltern hätten nicht aufgefunden werden können. Nach zwei Jahren der Suche sei dann das zuständige Jugendamt mit einem gerichtlichen Beschluss eingesprungen und hätte die Gesundheitsfürsorge für Ronny übernommen. In der stationären Diagnostik wäre die Frage aufgetreten, ob Ronny in der Familie L. gut aufgehoben sei, ob nicht eine stationäre

Unterbringung besser für Ronny geeignet sei. Die Kinder- und Jugendpsychiatrie wie auch das Jugendamt verträten die Meinung, dass Ronny nicht bindungsfähig sei und deshalb in einer distanzierteren Umwelt eines Kinderheimes besser zurechtkommen würde.

Frau L. habe Ronnys Ambivalenzen in der Vergangenheit immer gut austarieren können. Oftmals verweigere sich Ronny schon morgens aufzustehen, gehe im Winter mit Sommerkleidung in die Schule und habe in der Familie schon einiges gestohlen. Auf der anderen Seite zeige Ronny aber auch, dass er sich in der Familie L. wohl fühle, z.B. indem er viel Zeit in die Einrichtung seines Zimmers investiere und auch ein gutes Verhältnis zu Herrn L. habe. In letzter Zeit habe Frau L. dem Pflegekinderdienst und dem Jugendamt gegenüber jedoch immer deutlicher gesagt, dass sie keine Kraft mehr habe und in Sorge sei, dass Ronny ihr entgleiten könnte.

Frau L. formulierte, deutlich von ihrem Vorgesetzten Herrn S. und den Berichten aus Jugendamt und Psychiatrie vorgegeben, die fünf genehmigten Supervisionssitzungen dazu nutzen zu wollen, um eine Entscheidung zu treffen, ob Ronny in ihrer Familie verbleiben solle.

Im weiteren Verlauf berichtete Frau L. zunächst von Ronnys familiärem Hintergrund: Ronny sei bis zu seinem 9. Lebensjahr mit seiner fünf Jahre jüngeren Schwester und zwei schwer heroinabhängigen Eltern aufgewachsen. Die Mutter habe die Geschwister gemeinsam in einem Kinderschutzhaus abgeben und angegeben, dass sie nicht mehr für sie sorgen könne. Nach sechs Wochen seien beide Kinder in die Pflegefamilie L. gekommen. Die leiblichen Eltern seien bis heute abhängig, es fänden immer wieder Entzüge statt, die aber nie anhaltend seien. Die Kinder hätten keinen regelmäßigen Kontakt zu den Eltern, oft sei der Aufenthaltsort der Eltern nicht bekannt. Die Mutter schätze Frau L. so ein, dass man sehen könne, dass sie ihre Kinder liebe, jedoch nicht für sie sorgen könne. Der Vater sei bei den Besuchskontakten unzuverlässig, wenn er sie aber einhalte, gestalte er den Kontakt zu seinen Kindern liebevoll.

Frau L. berichtete aus ihrer eigenen Biografie, dass sie in einer „heilen Familie“ aufgewachsen sei, in der es nie Konflikte gegeben habe. Natürlich sei die Mutter manchmal ärgerlich auf die beiden Kinder, Frau L. und ihren Bruder, gewesen, hätte dann aber auf den abends von der Arbeit kommenden Vater verwiesen. Dieser habe nie Druck ausüben wollen und es sei nie zu einem Streit gekommen. Er habe immer versucht, seine Forderungen „hinten herum“ durchzusetzen. Frau L. habe keine weiteren Schwierigkeiten in ihrer Kindheit erlebt. Sie überlegte länger, wie sie heute mit Konflikten umgehe und berichtet dann: Es habe einmal Ärger mit den Schwiegereltern gegeben, da sei man sich 14 Tage aus dem Weg gegangen und dann sei der Streit wieder vergessen gewesen.

In einer späteren Sitzung berichtete Frau L. von der Kinderlosigkeit ihrer Ehe. Sie habe ihren Mann mit 23 Jahren geheiratet und als nach drei Jahren des Kinderwunsches keine

Schwangerschaft eingetreten sei, seien sie zu den entsprechenden Untersuchungen gegangen, wo sich nach kurzer Zeit herausstellte, dass sie keine gemeinsamen Kinder bekommen werden können. Sie hätten sich dann recht schnell für eine Adoption entschieden und drei Monate später sei „ihre Tochter geboren worden“. Die leibliche Mutter habe sie noch im Krankenhaus zur Adoption freigegeben und drei Wochen später sei das kleine Mädchen in die Familie L. gekommen. Es hätte nie Schwierigkeiten mit der Tochter gegeben, sie habe in ihrer Kindheit keinen Kontakt zu ihrer leiblichen Mutter gepflegt und erst mit 16 Jahren den Kontakt aufgenommen, der jedoch unregelmäßig verlaufe, was Frau L. mit deutlichem Wohlgefallen erzählte. Bei den danach aufgenommenen Kindern sei es ähnlich verlaufen: Nie hätte es Schwierigkeiten gegeben, alle Kinder seien in jungen Jahren in die Familie L. gekommen, hätten Frau L. „Mama“ genannt und hätten auch jetzt, nach ihrem Auszug, ein gutes Verhältnis zu Frau L. und ihrem Mann.

Das freifließende reflexive Denken im Sinne Deweys fiel Frau L. zunächst sehr schwer. Immer wieder zeigte sie Schwierigkeiten, die Dinge zu Ende zu denken, die Eigenständigkeit des Gegenübers in ihre Gedankengänge zu integrieren und landete dann mehrfach in dem Ergebnis, dass Ronny etwas Ererbtes mitgebracht haben müsse, weshalb er so schwierig sei.

Um Ronny und seine Geschichte in ihre Reflexion mit einbeziehen zu können, hatte das von Bion beschriebene Modell des Containings eine wichtige Funktion. In den ersten zwei Sitzungen arbeitete Frau L. nur an der Oberfläche, berichtete immer wieder, dass sie nie Konflikte habe und dass mit Ronny etwas nicht stimme. Nur ganz langsam wagte sie sich in der dritten Sitzung an ihre eigenen Themen heran. Vor allem der Prozess der Auseinandersetzung mit dem eigenen unerfüllten Kinderwunsch und dem damit verbundenem Wunsch nach „einer ganz normalen Familie und Schränke- und Türenknallen gehören nicht dazu“, führte zunächst zu einer Abwehr Ronnys, der ihr deutlich vor Augen hielt, dass sie nicht seine leibliche Mutter war. Er hielt sich nicht an ihre Regeln, verweigerte ihre mütterliche Zuwendung („du musst doch warme Kleidung im Winter tragen“) und zeigte auch ihrem Umfeld, dass er aus einem anderen Milieu stammte, was bei Frau L. deutliche Scham auslöste („ich weiß gar nicht, was ich den Lehrern sagen soll, die sehen, dass Ronny mit schmutzigen Füßen in den Sportunterricht kommt“).

Habituell fällt auf, dass Frau L. berichtete, nie in ihrem Beruf gearbeitet zu haben, in der Supervision wurde deutlich, dass sie sich den ihr anvertrauten Kindern gegenüber immer als Mutter und nie als Erzieherin oder Pflegemutter gesehen hat. Ronny zeigte ihr jedoch ständig auf, dass er bereits Familie erlebt hatte, einen Vater und eine Mutter hat, die Frau L. nicht ungeschehen machen kann.

Frau L. benötigte lange Zeit, um zu verstehen, wie Ronny aufgewachsen war und was er alles erlernt hatte, um in seinem Umfeld zu überleben. Beständigkeit und eine

kontinuierliche Versorgung gehörten wahrscheinlich weniger dazu und er wird viel auf sich alleine gestellt gewesen sein, dazu noch die Verantwortung für seine jüngere Schwester getragen haben. Oft waren die Eltern tagelang nicht zu Hause, mehrfach wurden die beiden Geschwister für einige Tage durch das Jugendamt in Kinderschutzhäusern untergebracht. Dieses Nebeneinanderstellen der beiden Lebensgeschichten (die Herkunft Frau L.s und Ronnys) war für Frau L. eine besonders prägnante Sitzung, wie sie in der Abschlusssitzung berichtete. Sie habe noch nie darüber nachgedacht, wie Ronny wohl aufgewachsen sein könnte.

Die professionelle Distanz schien bei Frau L. nicht geübt zu sein, sie schien ihren Traum von der eigenen Familie, ohne Einbeziehung der Geschichte des Gegenübers, einfach gelebt zu haben. Ob dies tatsächlich, wie sie berichtete, vor Ronnys Zeit ohne Krisen und Brüche verlaufen war, blieb fraglich. Vielleicht hatte Frau L. die Krisen auch nicht sehen können.

Deutlich fiel auch auf, dass Frau L. ihrem Vorgesetzten gegenüber stark verunsichert auftrat. Sie passte sich in seinem Beisein auffällig schnell seinen Ansichten an. Als sie nach fünf Sitzungen in der Prozessauswertung gemeinsam mit Herrn S. sagen konnte, dass sie Ronny in der Familie halten möchte und sich vorstellen kann, ihn mit seiner Vorgeschichte und seinen Schwierigkeiten zu akzeptieren, fiel ihr Ton überdeutlich und etwas schroff Herrn S. gegenüber aus. Frau L. schien vermeiden zu wollen, diese Entscheidung mit ihm zu diskutieren, gleichzeitig zeigte sich im Ton und in der Wortwahl ihm gegenüber aber auch Unsicherheit.

Das langsame Durchdenken nach Dewey, in dem Gedankengänge nicht vorschnell angenommen werden, sich die Supervisandin Zeit nimmt, die Gegebenheiten immer wieder zu drehen und zu wenden, war bei Frau L. in den ersten zwei Sitzungen noch nicht möglich und deutlich mit Angst besetzt. Erst mit der Sicherheit, sich in der Supervision in einem geschützten Raum zu befinden, konnte sie sich ab der dritten Sitzung ihrer eigenen Biografie und den Verbindungen zu den Schwierigkeiten ihres Pflegekindes Ronny zuwenden. Deutlich fiel ihr auf, wie konfliktscheu ihre eigene Kindheit verlaufen war und dass sie dadurch heute große Schwierigkeiten hat, damit umzugehen, dass Ronny seine Konflikte und Auffälligkeiten nach außen trägt. Indem sie sich viel Zeit nahm, zu verstehen, wie Ronny aufgewachsen war und wie er in seinen familiären Strukturen sozialisiert wurde, konnte sie ihn zunehmend autonom in seinem Handeln sehen und fühlte sich weniger durch sein Handeln angegriffen. Es war ein sehr schmerzhafter Prozess für Frau L. zu akzeptieren, dass Ronny bereits vor ihr Familie erlebt hatte und aus diesem Hintergrund Überlebensstrategien entwickelt hatte, die er nicht ohne weiteres aufgeben konnte und wollte und die eine feste Basis seiner Identität darstellten.

Schlussendlich konnte Frau L. sich dazu entschließen, Ronny mit seiner eigenen familiären Geschichte in ihre Familie zu integrieren und sich von ihrem inneren Wunsch verabschieden, seine Vorgeschichte auszublenden.

Für die weitere Professionalisierung und die Möglichkeit, sich bei erneutem Bedarf Unterstützung zu holen, vereinbarten wir in einem Dreiecksvertrag drei zur freien Verfügung stehende Sitzungen im Jahr, mit der Möglichkeit, bei tiefergehenden Schwierigkeiten wieder in einen kontinuierlichen Prozess einzusteigen.

5. Schluss

„Reflexivität setzt somit die Anwendung metakognitiver Fähigkeiten (Denken über das Denken), Kreativität und eine kritische Haltung voraus. Dabei geht es nicht nur um die Denkweise an sich, sondern auch um die Auseinandersetzung mit Erfahrungen einschliesslich [sic!] Gedanken, Gefühlen und sozialen Bindungen. Dies erfordert, dass die Individuen ein Niveau an sozialer Reife erlangen, das es ihnen ermöglicht, sich von sozialem Druck zu distanzieren, verschiedene Sichtweisen einzunehmen, eigenständige Urteile zu fällen und die Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen“ (Rychen & Salganik, 2005:10f.). Setzt man diese Definition als Grundlage voraus, so konnte Frau L. sich in allen Bereichen weiterentwickeln. Vor allem der Rahmen, der in diesem Fall fünf Sitzungen betrug, setzte aber auch deutliche Begrenzungen im kritischen Durchdenken, das in seiner ganzen Form zunächst einen vertrauensvollen Raum in der Beratung im Sinne eines Containings voraussetzt. So benötigt der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung Zeit. Ebenso wie dann im nächsten Schritt Zeit benötigt wird, um die verschiedenen Ebenen der Reflexion nach Bourdieu wie Geschlecht, Ethnizität, Herkunft und die daraus entstehende habituelle Position der Supervisandin und ihrem Pflegekind zu untersuchen und zu verstehen. In einem weiteren Schritt müssen diese Hintergründe dann im Rahmen der Jugendhilfe und deren Anforderungen an das Pflegeverhältnis eingeordnet werden, um auf dieser Grundlage Möglichkeiten und Perspektiven der Situation auszuloten. Jeder einzelne Aspekt ist dabei ein Baustein und erfordert eine genaue Zuwendung und Betrachtung, um die Handlungsmuster und Optionen zu verstehen.

Vor allem der im Zitat benannten kritischen Haltung konnte in der Kürze des Prozesses nicht der Raum gegeben werden, den sie benötigt, um sich zu entwickeln. Dies zeigt sich deutlich in der weiterhin bestehenden Unsicherheit gegenüber dem Vorgesetzten und den beteiligten Institutionen. Gerade solche Prozesse erfordern aber aus der Sicht der Verfasserin ein besonders gutes Containing und damit verbunden einen längeren supervisorischen Prozess, um das Arbeitsverhältnis von Frau L. nicht zu gefährden.

Deutlich zeigt sich, dass zu einem kritisch-reflexiven Denken das genaue Durchdenken eine wichtige kognitive Basis darstellt (Dewey). In einem weiteren Schritt steht die Auseinandersetzung mit den eigenen Grenzen und habituellen Gegebenheiten in Zusammenhang mit der als schwierig empfundenen Situation (Bourdieu). Schon der erste Schritt kann zu Ängsten und emotionalen Widerständen führen, aber insbesondere der zweite Schritt konfrontiert oft mit eigenen Ängsten und unbearbeitetem Material. Um

sich diesem zuwenden zu können und nicht nur kognitives, sondern auch inneres seelisches Wachstum zu erlangen, bedarf es eines besonderen geschützten Raumes (Bion), der erlaubt, in neue Richtungen zu denken und über alte Grenzen zu blicken.

Literatur

- Ahlers-Niemann, A. (2006): Auf der Spur der Sphinx. Sozioanalyse als erweiterter Rahmen zur Erforschung von Organisationskulturen, Dissertation, in: <http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/edocs/dokumente/fbb/wirtschaftswissenschaft/diss2006/ahlers-niemann/db0601.pdf> (Stand: 28.04.2017).
- Bion, W. (1992): Lernen durch Erfahrung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag.
- Bion, Wilfred R. (1970): Aufmerksamkeit und Deutung. Tavistock Publications, Tübingen: Brandes und Apsel-Verlag.
- Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag.
- Bourdieu, P. (1992): Die feinen Unterschiede, in: Bourdieu, Pierre: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1, Hamburg: VSA-Verlag, S. 165-174.
- Bourdieu, P. / Wacquant, L. (1996): Reflexive Anthropologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag.
- Bourdieu, P. (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag.
- Dewey, J. (1993): Demokratie und Erziehung, Weinheim: Beltz-Verlag.
- Dewey, J. (2002): Wie wir denken. Eine Untersuchung über die Beziehung des reflektiven Denkens zum Prozess der Erziehung, Zürich: Pestalozzianum-Verlag.
- Dölling, I. (2011): Pierre Bourdieus Praxeologie-Anregungen für eine kritische Gesellschaftsanalyse, Zeitschrift der Leibniz-Sozietät e.V. 09/2011, Berlin, S. 2-17.
- Elven, J./Weber, S. (2012): Organisation, Habitus, Reflexion kultureller Differenz. In: Gröhlich, M./Weber, S./Öztürk, H./Engel, N. (Hrsg.): Organisation und kulturelle Differenz. Diversity, Interkulturelle Öffnung, Internationalisierung, Berlin: Springer-Verlag, S. 37-47.
- Freud, S. / Andreas-Salomé, L. (1966): Briefwechsel, Frankfurt a.M.: Fischer-Verlag.
- Gröning, K. (2012): Reflexive Supervision, Studienbrief, Bielefeld: Unveröffentlichtes Material.
- Hinshelwood, R. (1993): Wörterbuch der kleinianischen Psychoanalyse, 2. rev. und erw. Auflage, Stuttgart: Klett-Cotta-Verlag.
- Langenohl, A. (2009): Zweimal Reflexivität in der gegenwärtigen Sozialwissenschaft: Anmerkungen zu einer nicht geführten Debatte, in: Forum Qualitative Sozialforschung, Vol. 10., Nr.2, in: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/printerFriendly/1207/2722> (Stand: 12.03.2017).
- Lazar, A. (2002): Bions Modell „Container-Contained“ und seine Implikationen für die Praxis der Supervision, in: Pühl, H. (Hrsg.): Supervision. Aspekte organisationeller Beratung, Berlin: Leutner-Verlag, S. 165-179.
- Lazar, A. (1990): Supervision ist unmöglich: Bions Modell des „Container und Contained“, in: Pühl, Harald (Hrsg.): Handbuch der Supervision. Beratung und Reflexion in Ausbildung, Beruf und Organisation, Berlin: Spieß-Verlag, S. 371-394.

Rüth, U. (2005): Bion für Beginner. Eine Einführung zu Wilfred Ruprecht Bion (1897-1979). Leben und Werk, in: Forum für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, 4-2005, Aachen: Forum Verlag, S. 66-81.

Rychen, D. / Salganik, L. (2005): Definition und Auswahl von Schlüsselkompetenzen, DeSeCo, in: https://blog.phzh.ch/derkompetenzaufderspur/files/2013/01/Keller_Handout.pdf (Stand:13.03.2017).

Abbildungsverzeichnis

Abb 1: Reflexionsmodell nach Dewey 2002

Katharina Gröning

Supervision mit einer Asylverwaltung.

Eine Kasuistik

Zusammenfassung

Im Mittelpunkt der folgenden Kasuistik steht die Methode der systemischen Ereignisanalyse nach Selvini Pallazoli (1984) im Rahmen einer Supervisionsitzung mit einem Team in einer Asylverwaltung. Bei diesem Fall handelt es sich im Wesentlichen um eine Erzählung zweiter Ordnung, d. h. mit der Verfasserin ist der Fall reflektiert worden und zwar sowohl von einer beteiligten Mitarbeiterin, die die Teamsupervision angeregt hat als auch von dem die Teamsupervision durchführenden Berater.

Theoretischer Fokus ist die Frage nach kulturellen Dimensionen der Supervision. Der Supervision vorausgegangen war eine polizeiliche Aktion gegen eine syrische Großfamilie mit dem Ziel der Zwangsräumung und der Unterbringung in eine andere Wohnung. Zu dieser Umsiedlung kam es nicht, weil die Familie sowohl gegen die Polizei als auch gegen die Mitarbeiter*innen der Asylverwaltung erheblichen Widerstand leistete. Die Aktion wurde dann abgebrochen. Supervision wurde gesucht bzw. dem Team von der Fachbereichsleitung empfohlen, da die Mitarbeiter*innen sich selbst „traumatisiert“ fühlten. Da es sich bei dem Team vor allem um Verwaltungsmitarbeiter*innen handelte, die noch nie an einer Supervision teilgenommen hatten, wurde mit der Ereignisanalyse zum Einstieg in den Fall ein strukturiertes Verfahren gewählt. Zuvor hatte eine Kontraktsitzung stattgefunden, in der die Mitarbeiter*innen ihren Bedarf an Supervision geschildert hatten, der sich vor allem auf die Belastungen bezog, die dieser Fall bei ihnen ausgelöst hatte.

Die Vorgeschichte

Die Kommune hatte die Zwangsräumung beschlossen, da die Familie in der Hausgemeinschaft für erheblichen Unfrieden gesorgt hatte. So wurde Müll nicht entsorgt, Sperrmüll auf dem Grundstück deponiert und Nachbarn fühlten sich durch Lärm und Gerüche belästigt. Interventionen des Hausmeisters und des von der Stadt eingesetzten ehrenamtlichen Dolmetschers blieben erfolglos. Die Wohnungsgesellschaft hatte darauf hin der Stadt gedroht, allen Flüchtlingsfamilien zu kündigen und der Stadt künftig keine Wohnungen mehr für Flüchtlinge anzubieten. Die Stadt hatte daraufhin den Plan gefasst, die Familie in einer anderen Wohnung ohne Nachbarn unterzubringen. Dafür bot sich folgende Alternative an. Die Familie sollte in einer umgebauten Gemeinschaftsunterkunft (140 qm) untergebracht werden, die als solche wegen zu wenig sanitärer Anlagen nicht nutzbar war. Eine andere Möglichkeit sah die Verwaltung nicht, da keine Wohnungsgesellschaft Wohnungen für Großfamilien hatte und die Familie sich

selbst auch nach den Konflikten und Verwerfungen im Haus nicht um einen neuen Mietvertrag gekümmert hatte. Jedoch weigerte sich die Familie die Wohnung zu verlassen und umzuziehen. Die Verwaltung beschloss dann eine Zwangsräumung mit Polizeieinsatz.

Als die Polizei und das Amt diese Zwangsräumung durchführen wollten, kam es zu schweren Handgreiflichkeiten gegenüber der Polizei. Als die Polizei dann begann, die Handgreiflichkeiten abzuwehren und mit Gewalt reagierte, begann der Vater der Familie laut gellend und mehr als eine Stunde zu schreien. Diese Schreie erlebten die Verwaltungsmitarbeiter und die Polizisten dermaßen bedrohlich, dass die Polizei von der Verwaltung forderte, die Aktion abubrechen. Der Vater der Familie wurde in die Psychiatrie eingewiesen, wo er einen Tag blieb. Er wurde sediert und fixiert.

Neben der Familie fühlten sich auch die Verwaltungsmitarbeiter*innen und die Polizist*innen als Opfer der Aktion. Polizei und Wohnungsgesellschaft machten dem Amt den Vorwurf, die Aktion abgebrochen zu haben. Schließlich ist von Bedeutung, dass die versuchte Zwangsräumung einen Tag vor dem Fastenbrechen am Ende des Ramadan stattgefunden hat. Auf den Hinweis, dass dieses Datum für eine solche Aktion sehr ungünstig ist, reagierten die verantwortlichen Führungskräfte gereizt. Gleichzeitig wurde eingeräumt, dass die Kommunikation zwischen Verwaltung und Familie defizitär war. Die Frage an die Supervision war nun, wie konnte es zu dieser Eskalation kommen? Wie lassen sich künftig diese Eskalationen vermeiden und wie können auch diese Zwangsmaßnahmen im Kontext rechtsstaatlicher Grundsätze so durchgeführt werden, dass sie begründbar, verhältnismäßig und deshalb ohne Scham stattfinden können. Eine Referenz hierfür wäre die Ethik psychiatrischer Krisenintervention. Zunächst ist der erste Schritt jedoch, Ereignisse im Rahmen ihrer Interdependenz und Verkettung für die Mitarbeiter*innen des Asylteams sichtbar zu machen. Dazu soll die Ereignisanalyse vorgestellt werden.

Die Methode der systemischen Ereignisanalyse

In ihrem 1984 erschienen Buch „Hinter den Kulissen der Organisationen“ beschreibt die systemische Familientherapeutin Mara Selvini Pallazoli den Verlauf einer „Karriere“ einer jungen Psychologin in einer kommunalen Erziehungsberatungsstelle in Italien. Fast jede Handlung in der Aufbauorganisation trägt dabei eine mikropolitische Doppelstruktur (Bosetzky 1980) und zeichnet sich durch ein entsprechendes Machtinteresse aus. Selvini Pallazolys Erkenntnisinteresse bezieht sich auf ein von ihr vermutetes „Spiel“ in der Organisation, weshalb sie beginnt den genauen Verlauf der Ereignisse zu dokumentieren und in ihrer Mehrgestaltigkeit (Rosenthal 1995) zu interpretieren. Dieses Vorgehen der Verlaufsdocumentation spielt in verschiedenen Ansätzen zum Verstehen von Fällen eine wichtige Rolle, so z. B. in der Fallanalyse nach Schütze (1994, 2013). In Bezug auf die inhaltlichen Hypothesen zum Verlauf von Konflikten in Organisationen ist der Ansatz

von Selvini Pallazoli anschlussfähig an die Bürokratieanalyse in der Tradition von Max Weber (1964). Hier spielt vor allem der Netzwerkansatz, so wie ihn z. B. Bosetzky (1980, zit n. Becker/Hugo Becker 2004, S. 70) vertritt, eine wichtige Rolle. Danach sind es Netzwerke, die in einer Art informeller Organisation wirkungsmächtig werden und in gewisser Weise ein Paralleluniversum bilden. Diese Netzwerke, Bosetzky (1995) nennt sie „kameradschaftliche Bürokratie“, okkupieren rechtsstaatliche Regeln und verändern sie in einem eigenen Interesse. Diese zweite Rationalität wird systemisch als Spiel bezeichnet.

So steht auch im Mittelpunkt der systemischen Ereignisanalyse der Spielbegriff. Ereignisse finden wegen eines Spiels statt, welches in Organisationen mikropolitisch angelegt ist, Familien „spielen“ dagegen zur Bestätigung einer neurotischen Lebenswelt. Der Spielbegriff in der Psychologie geht auf Eric Berne (1970)¹ zurück, der Konflikte als „Spiele der Erwachsenen“ bezeichnet hat. Der Spielbegriff legt ein utilitaristisches Menschenbild zugrunde. Menschen handeln danach zu ihrem eigenen Vorteil. Sie gehen mit anderen Menschen, aber auch mit Institutionen und Systemen zu ihrem eigenen Vorteil um. Die systemische Ereignisanalyse fokussiert die Frage der Gelegenheit zum Spiel. Es sind demnach nicht Verstrickungen, sondern Spiele mit Kalkül, die die Beziehung von Mensch und Organisation prägen. Selvini Pallazoli ordnet die Spiele der Mikropolitik in Organisationen zu. Eigentlich geht es um Nutzen, um nicht legitimierte politische Macht oder um die Durchsetzung von privaten Interessen, insofern ist jedes Ereignis in einem Spiel zu bewerten und zwar nach dem manifesten und nach dem latenten Sinn. Dabei ist der manifeste Sinn der rationale Sinn, der latente Sinn ist der Spielsinn.

Auch Bourdieu (1997) spricht in seiner Theorie des Habitus von Spielen, also kalkulierten Handlungen in einem Feld. Das Handeln der Menschen sei auf den Zugewinn von Kapitalsorten und Ressourcen angelegt. Neben dem Besitz ist die Familie eine Ressource, genauso sind es aber Hilfesysteme und Professionelle. Das Spiel wird bei Bourdieu sichtbar, wenn Habitus und Feld nicht mehr zueinander passen, z. B. in Zeiten eines politischen und kulturellen Umbruchs.

Die Ereignisse

Zu Beginn der zweiten Supervisionssitzung nach dem Kontraktgespräch wurden die Mitglieder des Teams gebeten, wichtige Ereignisse zum Fall in ihrem Verlauf auf Karten

¹ Unter dem Begriff "Spiele der Erwachsenen" versteht er eine Art von Rollenspielen, eine Dramaturgie, in denen auch ohne soziale Notwendigkeit, Konvention und Nutzen Rollen eingenommen und "gespielt" werden. Berne leitet seine Spieltheorie von der mathematischen Spieltheorie ab. Es handelt sich im weiteren Sinne um Rituale, die ihren ursprünglichen Sinn verloren haben. Im Extrem sind diese Spiele destruktiv und werden als "Spiele der Erwachsenen" beschrieben. Spiele haben Regeln, Pläne, sie beginnen, laufen und enden. Spiele sind Handlungsmuster.

zu schreiben und daraus einen Zeitstrahl anzufertigen. Diese strukturbildende, eigentlich aus der Erwachsenenbildung stammende Methode hatte die Funktion, zunächst die Sache zu klären und den Verlauf nachzuvollziehen. Schon hier geriet das Team in einen intensiven Austausch über die Verläufe und den jeweiligen Informationsstand. Gleichzeitig wirkte der Leiter des Teams merkwürdig abwesend, gab sich aber jovial und auf Ansprache hin zugewandt und positiv.

Folgende Ereignisse wurden genannt:

- Kündigung durch die Wohnungsgesellschaft
- Die Stadt sieht sich in einem Zugzwang und setzt eine Frist von zwei Wochen,
- Gespräche mit der Familie durch den Dolmetscher und eine Mitarbeiterin der Asylverwaltung, Mitteilung des Beschlusses,
- Familie weigert sich umzuziehen
- Gespräch mit der Polizei zur Planung der Zwangsräumung
- Bedenken gegen die Maßnahme in der Verwaltung,
- Dass die Räumung in den Ramadan fällt, bemerkt niemand, weder Polizei, noch Verwaltung, noch gibt der Dolmetscher einen Hinweis²,
- Beginn der Maßnahme am letzten Tag vor dem Fastenbrechen durch Verwaltung, Polizei und Umzugsunternehmen, die Familie ist fast vollständig versammelt.
- Es kommt zu Handgreiflichkeiten als das Umzugsunternehmen tätig wird,
- Daraufhin schreitet die Polizei ein, die Mutter greift einen Polizisten an, sie versucht der Polizei die Waffe wegzunehmen, Polizist wehrt die Mutter ab, daraufhin greifen die älteren Söhne die Polizei an,
- die Polizei fixiert alle Mitglieder der Familie,
- im Gemenge wird ein Hausmeister verletzt,
- es kommt dann zur weiteren Eskalation durch Schreien des Vaters,
- das führt dazu, dass der Leiter des Amtes angerufen wird und anordnet, die Aktion abzubrechen, es wird der psychiatrische Notdienst gerufen, der eine Einweisung des Vaters nach PsychKG anordnet,
- „Unmut“ und gegenseitige Vorwürfe bei Helfern, Dolmetscher, der Polizei gegen die Verwaltung, die wiederum der Polizeiführung vorwirft, man habe nur unerfahrene Polizisten in den Einsatz geschickt,

² Ein späterer Hinweis auf den Ramadan wurde von der Verwaltungsführung auch zurückgewiesen mit dem Hinweis, wenn diese Befindlichkeiten berücksichtigt werden müssten, dann könne die Verwaltung überhaupt nicht mehr handeln.

- Große Scham beim Dolmetscher, der bisher das Vertrauen der Familie hatte.

Während die Ereignisanalyse entsteht, zeigt sich, dass die Mitarbeiter*innen im Team nur unzureichend über den Fall informiert waren. Es wird diskutiert,

- wer wann etwas wusste,
- warum es so wenig Dienstbesprechungen gibt,
- wie man künftig mit diesen komplexen Fällen umgehen möchte. Vor allem die Sozialarbeiterin formuliert das Bedürfnis nach mehr Einbeziehung in die Verläufe von Fällen.

Allerdings kommt es nur noch zu einer weiteren Sitzung im Team vier Wochen später, dann bricht der Abteilungsleiter die Supervision ohne Begründung ab. Als der Supervisor darauf besteht, dass für den Fall der vorzeitigen Beendigung der Supervision das Kontraktgespräch bezahlt werden müsse, meldet sich die Verwaltung überhaupt nicht mehr.

Prinzipien kultursensibler Supervision und das Verstehen des Fallverlaufs³

Zum Verstehen des latenten Fallverlaufes werden nun Sozialtheorien herangezogen, die helfen sollen, die Ereignisse zu verstehen. Dabei wird zwischen einer manifesten und einer latenten Ebene unterschieden. Manifest verstößt die Familie gegen wichtige Regeln des Zusammenlebens und des Umgangs zwischen Bürger*innen und Staat. Diese Regeln (wie benimmt man sich?) werden allgemein dem okzidentalen Rationalismus nach Max Weber zugeordnet und sind in der protestantischen Ethik bei Weber (1904) genauer beschrieben. Die protestantische Ethik mit ihren stark asketischen und zweckrationalen Elementen beschreibt und prägt die Lebensweise und die Verhaltensregeln der bürgerlichen Gesellschaft bis heute nachhaltig, auch wenn hedonistische Konsumkulturen hier ein Gegengewicht bilden. Jedoch sind soziale Regeln wie Hausordnungen, Schulordnungen, Pflichtenhefte in Unternehmen etc. wesentlich vom asketischen Geist der protestantischen Ethik beeinflusst. Neben der umstandslosen Anerkennung des staatlichen Gewaltmonopols, der griechischen Idee des Staates und des Rechtssystems spielen im okzidentalen Kulturkreis auch lebensweltliche Regeln des Alltags, des Konsums, des Verhaltens im alltäglichen Leben eine wichtige Rolle. Rationalität und Prinzipien wie Sparsamkeit, Askese, eine ökonomische Lebensführung werden gerade von jenen Gruppen erwartet, die staatlich abhängig sind. Lebenslagen wie Armut, Arbeitslosigkeit, Krankheit etc. werden immer auch vor dem Hintergrund

³ Fritz Schütze hat im Rahmen des fünfjährigen Jubiläums des Masterstudiengangs Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld seinen Ansatz referiert, der zusammengefasst dann als Konzept in Forum Supervision xy erschienen ist. Diese Zusammenfassung wird im Wesentlichen zugrunde gelegt.

geprüft, ob sie trotz rationaler Lebensführung quasi schicksalhaft aufgetreten sind oder nicht. Die Grundannahme der Sozialverwaltung ist dabei, dass eingeschränkte Lebenslagen im Wesentlichen nicht schicksalhaft sind, sondern mit Defiziten in der rationalen Lebensführung zu tun haben bzw. deshalb entstanden sind. Die Verwaltung sieht sich hier in der Rolle der nachsozialisierenden Instanz (Kasakos 1980). Diese normativen Ausgangslagen im Zusammenhang mit sozialer Hilfe prägen dann die Fallverläufe, und zwar generell, das heißt im Hinblick auf die Dimension der Klassenzugehörigkeit, der Kultur und des Geschlechts, um die wichtigsten sozialen Dimensionen zu nennen.

Eine wesentliche Dimension, die Fritz Schütze (1994) für das Verstehen von Fällen aufnimmt, ist im Sinne von Max Webers Bürokratietheorie die Problematik der Eigendynamik der Aktenführung bei der Wahrnehmung des jeweiligen Falls. Die Akte verweist auf die hohe Bedeutung des Rechts, jedes Professionshandeln ist dabei ein rechtliches Verfahren. So werden aus Alltagskonflikten rechtsrelevante Vermerke, die früher oder später zu Interventionen führen, wie im vorliegenden Fall. Die Grundspannung zwischen der Akte als bürokratischem und damit sachlichem sowie rechtlichem Kompass in der Fallbearbeitung und der natürlichen Person wird bei Schütze (1994, 2013) im Fall zum Ausgangspunkt des professionellen Handlungsproblems. Der Professionelle muss immer zwischen Akte und Lebenswelt, bzw. Akte und realer Person eine Balance finden. Der Vorgang der Versachlichung durch das bürokratische Handeln, das Verfassen von Vermerken, die rechtswissenschaftliche Sozialisation der Verwaltung führt dazu, dass das, was alltäglich ist, z. B. Müll liegen lassen oder laute Musik hören, in Rechtskategorien versprachlicht wird, z. B. Störung des Hausfriedens, Ruhestörung oder Sachbeschädigung. Damit wird der jeweilige Fallverlauf Schritt um Schritt polizeilich, aus Ärger und Konflikten, die quasi auf der Interaktions- und Beziehungsebene lokalisiert sind, werden Opfer-und-Täter-Beziehungen und es entstehen entsprechende Übertragungen und Schuld. Diese bürokratische Bearbeitung wiederum führt zur sozialen Stereotypenbildung, wie Schütze schreibt, und am Ende zu den sogenannten primitiven Klassifikationen. Eine weitere wichtige Klassifizierung im Verlauf von Fällen ist nach Schütze die Klassifizierung der sogenannten Ressourcen des Hilfesuchenden. Diese würden im Rahmen der Erwartungen zur Kooperation mit den Behörden (Compliance) klassifiziert. Eingeschätzt würden im Verlauf die mentalen und zwischenmenschlichen Fähigkeiten oder Unfähigkeiten des Hilfesuchenden oder Klienten mit den Professionellen nach deren Vorstellungen angemessen zu kooperieren, Hilfen anzunehmen und sich zu sich selbst reflektierend zu verhalten. Zu diesen Ressourcen gehört die Klassifizierung durch den Professionellen nach den Graden der Compliance, der Einsicht und der Kooperativität. Schütze zeigt auf, dass bei mangelnder Compliance Typisierungen und sogenannte „primitive Klassifikationen“ (Durkheim/Mauss 1901) erfolgen. Dies führt dann zu Sanktionen.

Anhand der Compliance wird der moralische Wert des Klienten gemessen. Dies ist der Ausgangspunkt für die primitiven Klassifikationen. So werden in der Persönlichkeit, in der Lebensgeschichte oder in den Charaktereigenschaften liegende Gründe für Compliance, Über-Compliance (Person dient sich an), schlechte Compliance (Person betrügt) aufgeführt. Schließlich erfolgt nach Schütze eine Kategorisierung der sozialen Bedingungen für Compliance bzw. Nicht-Compliance.

Die Prinzipien kultursensibler Supervision gehen von der kulturellen Übertragung aus. Danach reagieren Angehörige verschiedener Kulturen kulturspezifisch aufeinander. Die kulturelle Übertragung, ihre Entstehung in der Lebensgeschichte und ihre Inhalte sind von Mario Erdheim vor allem in Auseinandersetzung mit einer Theorie der Fremdheit (1988, 1992, 1997) beschrieben worden. In einem Aufsatz zum Fremdeln (vgl. Erdheim 1992, S. 19-32) nimmt Erdheim zum einen eine grundsätzliche Ambivalenz gegenüber dem Fremden an, zum anderen Fremdenangst. *„Wahrnehmungen, die das Kleinkind – insbesondere in der Beziehung zum Kreis der Menschen von denen es existenziell abhängig ist als unangenehm empfindet, werden abgespalten und nach außen projiziert, mit Vorliebe natürlich auf das, was fremd ist“* (Erdheim 1992, S. 19-32). Fremdenangst wurzelt demnach in der Fähigkeit des kleinen Kindes zwischen vertraut und fremd zu unterscheiden, Bezugspersonen von anderen Personen differenziert wahrzunehmen. Das Kind reagiert auf nicht vertraute Personen mit dem Übergangsphänomen des Fremdels, es dreht sich weg, den vertrauten Personen zu, es weint und protestiert in fremden Situationen. Es kommt nun auf die Botschaften der Kultur an, wie stark dieses anthropologische Phänomen des Fremdels zur Fremdenangst oder zur Phobie führt. Das wiederum hängt davon ab, ob die vertrauten Personen entweder selbst ängstlich auf Unbekanntes reagieren oder neugierig. Spaltung und Projektion sind die Kerne der kulturellen Übertragung.

Zum zweiten fragt Erdheim (1992), ob es eine unbewusste Gleichsetzung des Fremden mit dem Bösen gäbe. In diesem Rahmen würden dann die genannten Abwehrmechanismen, Spaltung und Projektionen, wirksam. Diese würden das Bedrohliche, wie z. B. Gewalt oder sexuellen Missbrauch, nicht bei den vertrauten Personen verorten, sondern beim Fremden. Die kulturspezifische Reaktion, die die Inhalte der kulturellen Übertragung auslösen, hat mit diesen Botschaften in der frühen Kindheit zu tun. Gleichzeitig ist die Haltung zu anderen Kulturen von Ambivalenz geprägt. Die Neugierde und das Interesse gegenüber anderen Kulturen verortet Erdheim im Ödipuskomplex. Dazu ein Zitat: *„Fremd wie das eigene Unbewußte sind die anderen Kulturen und das andere Geschlecht. Die sexuelle Erfahrung ist eines der Modelle, die die Zuwendung zum Fremden regelt, Wissenschaft zur Leidenschaft macht und den Erkenntnisprozess in gegenseitige Verführung verwandelt“*, (Erdheim 1997, S. 13). Interkulturelle Kompetenz wäre aus dieser Sicht eine Fähigkeit, das heißt ein Erleben, das in der Anziehung zum Fremden hin wurzelt ist.

Soziologisch hat sich Erdheim mit einem weiteren sozialen Phänomen im Umgang mit fremden Kulturen befasst, die als Erbe des Kolonialismus und eben auch als politische Herrschaft des okzidentalen Rationalismus verstanden werden können und mit der kulturellen Übertragung einhergehen. In einem Aufsatz zur kulturellen Identität (1988) formuliert er den Begriff der Proletarisierung zur Beschreibung jenes Prozesses, den alle Migranten und Migrantinnen und ihre Familien in den aufnehmenden Ländern durchmachen und der als extrem kränkend bezeichnet werden kann. Alle Zeichen des Ethnischen und der kulturellen Identität würden in den modernen Klassengesellschaften als proletarisch wahrgenommen und abgewertet. Dieser Prozess der Codierung wurzele in den politischen Konflikten zwischen Ethnie und Nationalstaat, den Erdheim am Beispiel Europa beschreibt. Zunächst aber zeigt er auf, dass überall auf der Welt ethnische Konflikte aufflammen, dass Ethnien sich gegen Zentralregierungen erheben. Für Europa nennt Erdheim (1988) die ethnischen Konflikte im ehemaligen Jugoslawien, die Konflikte in Nordirland, im Baskenland, in Katalonien. Er beschreibt, wie in einem historischen Prozess Angehörige der jeweiligen Eliten eines Landes den Staat für sich beansprucht hätten und Ethnien entrechteten. Religiöse und ethnische Zugehörigkeiten markierten bei der Entstehung der modernen Nationalstaaten dann Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs und der sozialen Integration. Aus Angehörigen bestimmter Religionen, Ethnien und Regionen wurden Proletarier. Auf diesen Prozess der Proletarisierung würden Migranten mit einer Besinnung auf ihre ethnischen Wurzeln reagieren. Als Abwehr gegen die Proletarisierung würde das Ethnische zum Kern der Identität und verbinde sich mit dem Anspruch auf Würde und Gleichberechtigung. So entstehen soziale Spannungen in multikulturellen Gesellschaften. Insofern befänden sich die Zugewanderten in einem double bind. Ihre Körper, ihre Lebensweisen werden dem Proletariat zugeordnet, kommen Migranten der Assimilationsforderung nach, verlieren sie einen Teil ihrer Identität.

Zurück zum Fall

Ein Kollege⁴ sensibilisierte mich noch einmal für die Bedeutung der Großfamilien bei der kulturellen Übertragung. Die Familie habe sich, legt man die Anforderungen der rationalen Lebensweise von Max Weber zugrunde, wie eine verwahrloste Proletarierfamilie verhalten (was die primitiven Klassifikationen im Sinne von Schütze befördert haben dürfte). Übertragungsfördernd ist zudem die Größe der Familie. Da der Anspruch auf Wohnraum sich nach der Anzahl der Personen bemesse, steht der Familie eine große Wohnung oder ein Haus zu. Diese Ansprüche haben zur Überforderung der Verwaltung geführt, weil die kommunalen Wohnungsgesellschaften nicht über Wohnungen der benötigten Größe verfügten. Die Verwaltung konnte also ihre

⁴ Ich danke Dr. Ahmad Bransi für seine wichtigen Hinweise

problemlösende, souveräne Rolle nicht darstellen. Auch dies dürfte die primitiven Klassifikationen befördert haben.

Großfamilien lösen zudem eigene Übertragungen aus, da im Sinne der rationalen Lebensweise nur so viele Kinder in die Welt gesetzt werden dürfen, wie man ernähren kann. Eine zweite Übertragungsebene ist, dass es innerhalb von Großfamilien zu eigenen ethnischen Rangordnungen kommt. Das, was Bourdieu 1997 in seinem Aufsatz zur Familie (vgl. Bourdieu 1997)⁵ sagt, dass dadurch, dass die väterliche Macht an den Staat übergeht, der nun rational über das kulturelle Kapital und die zertifizierten Bildungsabschlüsse den Familien die soziale Position zuweist, in den Großfamilien, vor allem mit Migrationshintergrund, teilweise etwas zerbrochen wird. Sie gelten als vormoderner patriarchaler Clan und zunehmend als Gegenmacht zum Nationalstaat⁶.

Aktionen der Verwaltung, Sanktionen und Lenkungen und ihr Erfolg setzen bei den Bürgern eine inkorporierte soziale Scham voraus, die sich auf die Angst vor Proletarisierung bezieht, auf die Angst, unterhalb der sozialen Grenze der Respektabilität angesiedelt zu werden. Es ist davon auszugehen, dass die syrische Familie diese soziale Scham wegen ihrer Größe nicht hat, sondern dass vielmehr Stolz auf die vielen Mitglieder der Familie vorhanden ist, ebenso wie ein Pflichtgefühl, diese Familie zu beschützen. Aufseiten der Verwaltung ist davon auszugehen, dass die konsequente Durchsetzung des Gewaltmonopols als Ziel des Verwaltungshandelns und die vorher wirkungsmächtig gewordenen primitiven Klassifikationen diese Art von Aktion begünstigt haben. Der den Fall bearbeitende Berater verwies schließlich darauf, dass das anhaltende Schreien zum Konfliktrepertoire in der Auseinandersetzung zwischen Nationalstaat und Ethnie in den asiatischen Herkunftsländern vieler Migranten sehr häufig vorkommt. Das Schreien hat die Funktion das staatliche Handeln als Unrecht zu markieren und könnte deshalb für die Mitarbeiter der Verwaltung nicht nur fremd, sondern auch sehr erschütternd sein, da es ihre Selbstgewissheit, normativ richtig zu handeln, auf eine restringierte Weise zerstört.

Literatur

Auchter, Thomas/Bredemann, Miriam/Griewatz, Hans-Peter/Gröning, Katharina/Rumpold, Vanessa/Schütze, Fritz/Vogel, Dagmar (2016): Fünf Jahre Master Supervision und Beratung an der

⁵ Bourdieu, P. (1997): Widersprüche des Erbes. Hier erläutert Bourdieu die Situation der mit dem Staat identifizierten Familie als Doublebind in der Erziehung. Der Staat sitzt quasi durch das Bildungsmonopol und die Zertifizierung des kulturellen Kapitals mit am Familientisch. Bourdieu verweist darauf, dass die Kinder „gelingen“ müssen, das heißt Bildungsabschlüsse erreichen, damit das Erbe weitergegeben werden kann.

⁶ Ich verweise in diesem Zusammenhang auf die Innenpolitik in Nordrheinwestfalen und die Äußerungen des Innenministers Herbert Reul zu Familienclans.

- Universität Bielefeld – Sozialwissenschaftliche Impulse für die Supervision. In: Forum Supervision, Jahrgang 24, Heft 47.
- Berne, Eric (1970): Spiele der Erwachsenen. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Bosetzky, Horst/Heinrich, Peter (1980): Mensch und Organisation. Aspekte bürokratischer Sozialisation. Eine praxisorientierte Einführung in die Soziologie und die Sozialpsychologie der Verwaltung. Dt. Gemeindeverlag [u.a.], Köln [u.a.].
- Bourdieu, Pierre (1997): Widersprüche des Erbes. In: Bourdieu, Pierre u.a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Univ.-Verlag, Konstanz, S. 651-658.
- Bourdieu, Pierre (1997): Der Tote packt den Lebenden. VSA-Verlag, Hamburg.
- Durkheim, Emile/Mauss, Marcel (1901): Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen. In: Durkheim, Emile: Schriften zur Soziologie der Erkenntnis.
- Erdheim, Mario (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main.
- Erdheim, Mario (1988): Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Aufsätze 1980-1987. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Erdheim, Mario (1992): Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität. In: Psyche, Jahrgang 46, Heft 8, S. 730-744.
- Hugo-Becker, Annegret/Becker, Henning (2004): Psychologisches Konfliktmanagement. Menschenkenntnis – Konfliktfähigkeit – Kooperation. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.
- Kasakos, Gerda (1980): Familienfürsorge zwischen Beratung und Zwang. Juventa-Verlag, München.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Geschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Campus-Verlag, Frankfurt [u.a.].
- Schütze, Fritz (1994): Strukturen des professionellen Handelns, biographische Betroffenheit und Supervision. In: Supervision, Heft 26, S. 10-39)
- Schütze, Fritz (2013): Alltägliche Kategorisierungs-, Typisierungs- und Klassifikationstätigkeit von Ärzten als abgekürzte professionelle Erkenntnis- und Vermittlungszuwendung. In: Herzberg, Heidrun/Seltrecht, Astrid (Hrsg.): Der soziale Körper. Interdisziplinäre Zugänge zur Leiblichkeit. Opladen, Berlin & Toronto, S. 227-290.
- Selvini Pallazoli, Mara (1984): Hinter den Kulissen der Organisationen. Stuttgart. Klett Cotta Verlag.
- Weber, Max (1904): Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus. Mohr Siebeck, Tübingen.
- Weber, Max (1964): Wirtschaft und Gesellschaft. Kiepenheuer und Witsch, Köln/Berlin.

Heidrun Stenzel

Die Vereindeutigung der Welt- Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt

Eine Rezension

Thomas Bauer (2018): "Die Vereindeutigung der Welt- Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt". Leipzig: Reclam-Verlag

Arme neue Welt - Wie authentisch sind wir?

In der eher unauffälligen, für den Reclam-Verlag typisch kleinformatigen, aber feinen Reihe „Was bedeutet das alles?“ erschien 2018 der Essayband „Die Vereindeutigung der Welt“ - Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt“ von Thomas Bauer.

Der Name des Autors sagte mir nichts, der Titel zog mich an. Bewegen wir uns nicht in einer Welt zunehmender Vielfalt, einer pluralisierten, multikulturellen Gesellschaft? Ist das Thema Diversität nicht Thema unzähliger Lehrveranstaltungen, Organisationen und Beratungsaufträge?

Der dazu im Widerspruch stehende Eindruck, in vielen Alltagsangelegenheiten privater und beruflicher Art mehr und mehr reglementiert, standardisiert und vermessen zu werden und dabei z.B. auch sprachlich „unfreier“ zu werden, lässt mich mit gespanntem Interesse zu dem Büchlein von ca. 100 Seiten greifen und ich lasse es bis zum Ende auch nur ungerne los.

Thoma Bauer, geb. 1961, nach Studien der Semiotik, Islamwissenschaften und Germanistik seit 2000 als Professor für Islamwissenschaft und Arabistik an der Universität Münster tätig, Leibniz-Preisträger 2013, skizziert in 10 Essays unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche/Systeme wie Religion, Musik und Kunst und untersucht an ihnen seine These einer abnehmenden Vielfalt. Er nennt dies den Verlust von Ambiguitätstoleranz.

Den einleitenden Essay beginnt er mit einem bekannten Lied von Nina Hagen und fügt zwei Zitate von Stefan Zweig von 1925 ein, in denen dieser die „Monotonisierung der ...Lebensformen...Gebrauche...Städte...Körper (hin zu) einer Massenseele“ beobachtet.

Bauer beginnt mit dem „Artensterben“ der Tiere und Pflanzen(zwischen 1970 und 2005 hat die biologische Vielfalt unserer Erde um 27% abgenommen) und dem Verschwinden von Dialekten und Sprachen(1/3 der ca. 6500 weltweit gesprochenen Sprachen wird in den nächsten Jahrzehnten aussterben). In einem Vergleich mit der Multikulturalität der Vormoderne an den wichtigen Handelsrouten zwischen Westafrika und China/Indonesien

kommt die von uns sog. „multikulturelle Gesellschaft“ als „Scheinvielfalt“ oder „glattgeschliffene Multikulturalität“ daher. Wir bekommen in jeder Großstadt das gleiche Essen beim Italiener, Inder oder Thailänder. Die Vielfalt des jeweiligen Landes spiegelt sich darin jedenfalls nicht.

Vornehmlich geht es Thomas Bauer nicht um die reine Darstellung des Verlusts an Vielfalt, den er an zahlreichen Beispielen dokumentiert. Seine Diagnose geht tiefer: Unsere Bereitschaft, unsere an sich uneindeutige und widersprüchliche Welt zu ertragen, unsere Ambiguitätstoleranz nimmt ab. Das mag auch daran liegen, dass unser kapitalistisches System Eindeutigkeit verspricht. „Jeder Ware und jedem Menschen (der dafür ebenfalls Warencharakter annehmen muss) kann über die Mechanismen des Marktes ein exakter Wert zugemessen werden, der in einer exakten Zahl ausgedrückt werden kann und damit jedes Nachdenken über Wert und Werte beendet.“

An den Bereichen Religion und Kunst, die nach Bauers Aussagen für ihr Gedeihen eine relativ hohe Ambiguitätstoleranz brauchen, zeichnet er eine Entwicklung hin zu Fundamentalismus und Gleichgültigkeit auf. Basis des Fundamentalismus sind „Wahrheitsobsession, Geschichtsvergessenheit und Reinheitsstreben“. Neben der Tendenz, Dingen nur eine wahre Bedeutung zuzuschreiben, nimmt die Darstellung von Bedeutungslosem zu. Dies seien zwei Seiten einer Medaille.

Begriffe, mit deren Auslegung die Leser sich eingehender beschäftigen können, sind u.a. „Schönheit“ und „Authentizität“. Interessant, weil der letztere auch in Beratungszusammenhängen gern als Bewertungskriterium verwandt wird. Authentizität sei das Gegenteil von Kultur, was zunächst zum Widerspruch reizt. Aber Menschen agieren in der Gesellschaft immer in Rollen, die situationsbedingt wechseln, während der Begriff der Authentizität nahelegt, man könne sein „wahres Selbst“ in möglichst vielen Situationen ungefiltert zum Ausdruck bringen. Die Sehnsucht nach möglichst großer Authentizität bringt politische Führungspersönlichkeiten nach oben wie Donald Trump, Matteo Salvini, Boris Johnson..und trägt damit zur Auflösung demokratischer, auf hohe Ambiguitätstoleranz angewiesene Verhältnisse bei.

Die Meinung, durchaus mit der Moral auf der eigenen Seite, ersetzt den Interpretationsspielraum, die Maschine den Menschen – da weiß man, was man hat.

Die Bereitschaft, die kapitalistische Durchdringung unserer Lebenswelten in Richtung höherer Konsumierbarkeit zuzulassen und Begriffe wie Qualität und Schönheit als mehrdeutige Begriffe zu entwerten, braucht dringend ein Dagegenhalten, um die Gestaltungskraft des Menschen zu bewahren.

Die Einförmigkeit und Schlichtheit der Architektur („die Verkästelung unserer Städte“) Religion, Musik, Kunst und Wissenschaft – es gibt kaum einen Bereich, in dem der Autor seine These der fortschreitenden Tendenz zur Vereindeutigung nicht nachweist. Dass Messbarkeit, Verwertbarkeit und damit Konsumierbarkeit Leitprinzipien geworden sind,

ist nicht unbedingt etwas „Neues“ oder „Innovatives“, auch dies ein Begriff, der zur Leitformel geworden ist und von Bauer als Leerformel entlarvt wird. Die in den Texten angeführten Beispiele sind anschaulich, überraschend und erhellend (So sind in den USA Sportarten besonders beliebt, die nur einen Sieger zulassen, Zögerlichkeit ist äußerst unbeliebt und Männer weisen eine tiefere Stimmlage auf als z.B. in Europa).

Tatort statt Gomringer

Während ein lyrischer Text wie das Gedicht „Avenidas“ von Eugen Gomringer, in seiner Mehrdeutigkeit nicht verstanden oder erlaubt, 2018 als frauenverachtend von der Fassade einer Universität entfernt wird, werden wir im Fernsehen mit Krimis „geflutet“, in denen es hoffentlich zum Schluss zu einer eindeutigen Auflösung des Falles kommt.

Seit dem 12.06. 2019 druckt die New York Times keine politischen Karikaturen mehr. Sie möchte damit in vorseilendem Gehorsam die Möglichkeit des (Miss-)Verständnisses als Diskriminierung vermeiden.

Hier wird z.T. eine „Hexenjagd“ betrieben, die von einem Leitbild der Reinheit und Eindeutigkeit ausgeht, die ich auch in Supervisionsprozessen gefährlich finde, da sie Spaltungsprozesse fördern.

Interessant ist hier die Frage, ob es Bequemlichkeit, Ängste und Unsicherheit oder ein Machtbedürfnis ist, das uns die Ambiguitätstoleranz so verleidet?

Wohin beraten wir? - Lernen zu differenzieren

Mir erschlossen sich beim Lesen einige Begründungen für die „Erfolgs-Welle“ des Coachings. Lässt sich dies z.B. auch als Wunsch nach oder der Phantasie von Vereindeutigung verstehen?

Es ergaben sich weitere Fragen:

Wie können wir als Profession mit einem, wie ich es erlebe, zunehmendem Unverständnis von Mehrdeutigkeit, möglicherweise auch Kommunikationsmüdigkeit, umgehen?

In der Supervision lege ich großen Wert auf das Infragestellen von Selbstverständlichkeiten und das Sichtbarwerden von Komplexität. Um im psychoanalytischen Sprachgebrauch zu bleiben, setze ich mit Offenheit und Neugier auf das Auftauchen des Unbewussten, das niemals eindeutig sein kann. Es ist Material, dessen unterschiedlichen Deutungen und Bedeutungen die Beteiligten durch Kommunikation im Beratungsprozess nahekomen können. Oft gelingt dies besonders gut mit Bildern, Metaphern, Symbolen, Erzählungen.

Nach meiner Erfahrung kommt es nicht selten vor, dass v.a. junge Menschen Gedichte, religiöse oder kulturelle Symbole, Märchen etc. nicht mehr kennen. „Kunst hilft uns, eine

differenzierte Gefühlskultur zu entwickeln.“(Bauer, S.96) Versuchen wir dies als Supervisor*innen nicht auch? Und wie können wir diesen Spaltungsprozessen begegnen?

Bauer postuliert an dieser Stelle einen Bildungsauftrag, der allerdings eine Kehrtwende unseres immer stärker standardisierten Schul- und Hochschulalltags nach sich ziehen müsste, bzw. voraussetzt. Im vereinheitlichten Abitur sind Textinterpretationen vorgegeben. Wer am nächsten an die Vorgaben herankommt, hat gewonnen. Wer andere, bisher nicht gedachte Ideen dazu hat, geht leer aus.

Wer „Modebegriffen und -leitbildern“ gegenüber kritisch ist, ihren Bedeutungen gern auf den Grund geht, gesellschaftliche Mentalitäten erforscht, die sich in unseren Beratungsprozessen wiederfinden, wer beim Lesen dieser Reflexionen gern mindestens eine Prise Humor dabei hat, der/dem wird Thomas Bauer eine anregende Lektüre sein. Zumal dies durch die Kürze der Essays in guter Dosierung möglich ist.

Wer über die Rolle der eigenen Profession im Spannungsfeld gesellschaftlicher Widersprüche und Zukunftsentwicklungen auf der Grundlage von profundem interdisziplinären Wissen nachdenken möchte, für die/den ist das Büchlein ein Muss: ein „Maschinenmensch“ braucht keine Supervision. Die Komplexität und Mehrdeutigkeit der Welt aber bleibt.

Volker Dieringer

Kommunikation des Vertrauens

Eine Rezension

Dalferth, Ingolf U./Peng-Keller, Simon (Hgg.) 2012: Kommunikation des Vertrauens. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.

Der hier zu besprechende Band ist hervorgegangen aus dem an der Universität Zürich angesiedelten interdisziplinären Forschungsprojekt „Vertrauen verstehen. Grundlagen, Formen und Grenzen des Vertrauens“. Er gliedert sich in sechs Teilstudien darüber, wie Vertrauen in verschiedenen professionellen Berufsfeldern kommuniziert wird. Hinzu kommen eine ausführliche Einleitung, in der die Herausgeber über die leitenden Fragestellungen und Erkenntnisinteressen ihres Forschungsprojekts Auskunft geben, und ein ebenso ausführlicher Schlussbeitrag der Herausgeber, der nicht nur die Ergebnisse der zuvor präsentierten Teilstudien bündelt, sondern auch den Blick auf weitere Forschungsdesiderate richtet.

Katrin Rockenbauch und Frank Fritzsche befassen sich mit der Kommunikation von Vertrauen in ärztlichen Berufsfeldern, Bernhard Grimmer mit der Kommunikation von Vertrauen im Berufsfeld der Psychotherapie. Beiden Beiträgen liegt eine doppelte Fragestellung zugrunde: Zum einen geht es darum, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Mitteln in der Beziehung zwischen Arzt und Patient bzw. zwischen Psychotherapeut und Klient Vertrauen hergestellt werden kann. Zum anderen wird danach gefragt, inwiefern das Bestehen solcher Vertrauensbeziehungen sich messbar positiv auf den Behandlungs- bzw. Therapieerfolg auswirkt. In den Beiträgen von Simon Peng-Keller und Thomas Schlag geht es um Vertrauenskommunikation in den Berufsfeldern der Seelsorge und der Religionspädagogik. Sie zeigen auf, dass in diesen Berufsfeldern die für professionelle Beziehungen typische Asymmetrie insoweit aufgehoben wird, als die professionellen Akteure zwar ihre jeweilige berufliche Rolle in angemessener Distanz zu ihren Klienten wahrzunehmen haben, als religiöse Subjekte aber, die von ihrem Glauben Zeugnis ablegen, mit ihnen auf gleicher Stufe stehen (S. 128). Sandra Tiefel geht in ihrem Beitrag der Frage nach, welche Formen des Vertrauens für pädagogische Arbeitsbündnisse konstitutiv sind. In der jüngeren erziehungswissenschaftlichen Forschung herrsche die Meinung vor, dass hierfür in erster Linie reflexives Vertrauen im Sinne eines Vertrauens gegenüber bestimmten Regelsystemen wichtig sei. Tiefel gibt jedoch zu bedenken, dass gerade in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, wo in ihrer Autonomie beschädigte bzw. eingeschränkte Adressaten den Anspruch an „selbstorganisiertes, aktives Vertrauen“ oft

nicht einlösen könnten, persönliches Vertrauen zwischen den beteiligten Interaktionspartnern für das Zustandekommen eines Arbeitsbündnisses entscheidend sei (S. 169). Der Beitrag von Peter Eberl geht insofern über den Gegenstandsbereich des Bandes hinaus, als er nicht von Vertrauensbeziehungen zwischen professionellen Akteuren und ihren Klienten handelt, sondern von Vertrauensbeziehungen innerhalb und zwischen Organisationen. Eberl macht deutlich, dass in der Theorietradition der sog. Neuen Institutionenökonomie, der zufolge es eine „zentrale Anforderung an Managementmaßnahmen“ sei, „die Gelegenheiten für opportunistisches Verhalten möglichst effizient [zu] beschränken“, für Vertrauen als Gestaltungsprinzip betrieblicher Organisation kein Platz sei (S. 181 f.). Letzteres sei nur in Unternehmen praktikabel, in denen von vornherein auf „gleichberechtigte Selbstabstimmung zwischen den Interaktionspartnern“ als Koordinationsmechanismus für betrieblich-organisationale Abläufe gesetzt werde (S. 188). Dass dieser Mechanismus funktioniere, könne aber letztlich nicht durch Managementmaßnahmen sichergestellt werden, sondern beruhe auf persönlichen Vertrauensbeziehungen zwischen den beteiligten Interaktionspartnern, auf deren Entstehung das Management allenfalls durch die Schaffung geeigneter Rahmenbedingungen Einfluss nehmen könne (S. 189 ff.).

In ihrem Schlussbeitrag halten die Herausgeber fest, dass bezüglich des Vertrauensaufbaus in den untersuchten Berufsfeldern eine Reihe von Gemeinsamkeiten bestehen (S. 202). Eine vergleichende Lektüre der einzelnen Beiträge bestätigt dieses Fazit. Dass es zu einer vertrauensvollen Beziehung zwischen professionellen Akteuren und ihren jeweiligen Klienten kommt, hängt erstens davon ab, dass die Klienten den professionellen Akteuren als Träger einer bestimmten Berufsrolle vertrauen können. Hierfür scheint erforderlich zu sein, dass die professionellen Akteure ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Profession und damit ihre spezifische Fachkompetenz und Bevollmächtigung angemessen darzustellen wissen (S. 203). Zweitens müssen die Klienten den professionellen Akteuren auch als Einzelpersonen vertrauen können. In diesem Zusammenhang scheint das Signalisieren von Wohlwollen und empathischem Verstehen eine entscheidende Rolle zu spielen (ebd.). Eine dritte Gemeinsamkeit besteht schließlich darin, dass der Aufbau interpersonaler Vertrauensbeziehungen generell die Struktur eines Tit-for-Tat-Prozesses hat (S. 202). Hierbei orientieren sich die Interaktionspartner in ihren Interaktionszügen wechselseitig aneinander, so dass sich die Vertrauensbereitschaft, die sie einander entgegenbringen, Zug um Zug erhöht und schließlich auf dem Niveau stabilisiert, das von den Beteiligten im jeweiligen Interaktionszusammenhang als hinreichend erachtet wird (ebd.).

Der Band ist im besten Sinne interdisziplinär konzipiert. Jeder Beitrag eröffnet dem Leser aus der Perspektive einer bestimmten akademischen Disziplin einen Zugang zu den weit verzweigten Forschungsdiskursen. Die einzelnen Beiträge reihen sich auch nicht einfach additiv aneinander, sondern sind durch eine Vielzahl thematischer Querbezüge

miteinander verknüpft und werden von den Herausgebern in der Zusammenschau in einen übergreifenden theoretischen Rahmen eingefügt. Dem Band ist eine große Leserschaft zu wünschen.

Birgit Schulte-Kloke

Supervision mit Lehrkräften. Ein Leitfaden für die professionelle Beratung. Mit Online-Materialien.

Eine Rezension

Meinfried Jetzschke, Supervision mit Lehrkräften. Ein Leitfaden für die professionelle Beratung. Mit Online-Materialien. Mit einem Vorwort von Uwe Schaarschmidt; Erschienen: Beltz-Verlag Weinheim Basel 2018

Das von Meinfried Jetzschke im Beltz-Verlag veröffentlichte Werk trägt den Untertitel ‚Ein Leitfaden für die professionelle Beratung‘. Dieser Untertitel wird der Arbeit voll und ganz gerecht; denn sie vermittelt zahlreiche Informationen, z.B. was unter Supervision zu verstehen ist, wie eine geeignete Supervisorin, ein geeigneter Supervisor gefunden werden kann. Meinfried Jetzschke liefert Elementares aus der Geschichte der Supervision, formuliert Supervisionsanlässe, stellt zentrale Arbeitsweisen und Methoden vor und bietet einen großen Materialteil mit wichtigen Adressen und Checklisten.

Deutlich ist zu erkennen, dass sich Meinfried Jetzschke nicht nur selbst als Supervisand, sondern als erfahrener Supervisor mit der Materie beschäftigt hat. Es gibt zahlreiche Bücher über Supervision, dieses hat er vor allem Lehrkräften gewidmet. Im Buch wird deutlich, wie diese Berufsgruppe ihre eigene Profession und Professionalität stärken könnte, wenn sie Supervision in Anspruch nähme. Der Konjunktiv verdeutlicht, dass Lehrerinnen und Lehrer solche Angebote aus vielerlei Gründen noch viel zu wenig nutzen. Der Lehrerberuf ist ein anspruchsvoller Beruf. Lehrkräfte füllen viele Rollen in ihrem Arbeitsalltag aus: Sie sind (Klassen-) Leitungskräfte, Sozialarbeiter/innen, Berater/innen, Kolleg/innen, Teammitglied, Fachlehrkräfte und mehr. Für Leitungskräfte in der Wirtschaft ist es völlig üblich, dass sie sich professionelle Unterstützung holen und dies auch öffentlich vertreten. Das gleiche gilt für den sozialen Bereich. Dort wird Supervision als Qualitätsmerkmal gesehen. Warum ist das in der Schule anders? Auch hier begegnen Lehrkräfte einer Vielfalt von Herausforderungen, Konflikten und Krisen, die sie im Studium und im Vorbereitungsdienst oder aus eigener Erfahrung ggf. nicht kennengelernt haben und mit dem eigentlichen Unterricht nicht immer viel zu tun haben. Was liegt da näher, als sich mit sich selbst und mit anderen reflektierend darüber auseinander zu setzen und gemeinsam Lösungen und neue Wege zu suchen und zu finden? Das macht Professionalität aus. Die Schulgemeinschaft hat ein Recht auf diese Professionalität, die deshalb auch eingefordert werden sollte. Meinfried Jetzschke bietet dazu zahlreiche Argumentationshilfen für Lehrkräfte und andere an Supervision Interessierte, um sich diese Unterstützung für die täglichen Herausforderungen zu holen.

Mit seinem Überblick über zentrale supervisorische Arbeitsweisen und Methoden, die hier nur gestreift werden können, erhält die Leserin / der Leser zum einen durch Erläuterungstexte und zum anderen durch Fallbeispiele viele Anregungen, sich selbst darin wiederzufinden und neugierig auf die Vielfalt von Zugängen in der Supervision zu werden. Besonders wichtig ist, dass der Autor die besondere Haltung von Supervisorinnen und Supervisoren voranstellt, die von Akzeptanz, Wertschätzung, Empathie, Authentizität, Echtheit und Kongruenz geprägt ist. Das Erleben dieser grundsätzlichen Haltung in einem supervisorischen Setting ermöglicht dann ebenfalls eine Wirkung auf die Supervisandin / den Supervisanden im Umgang mit den Klienten.

Das Buch geht über die klassischen Erläuterungen hinaus und setzt sich kritisch z.B. mit dem allgemeinen Begriff der Beratung in Schule auseinander. In der allgemeinen Vorstellung von Beratung zeigt Meinfried Jetzschke Verstrickungen auf, die die Funktionalität von Beratung in Schule stark infrage stellen. Im Alltag einer Lehrkraft geht es in ihrer Rolle um mehr als um „Lerngespräche“ oder „Perspektivgespräche“. Deshalb stellt der Autor Supervision auch nicht als Allheilmittel hin, sondern sieht die Unterstützungsmöglichkeit, möglichst rollenklar in die unterschiedlichen Gesprächssituationen zu gehen.

Meinfried Jetzschke setzt sich im Buch immer wieder mit dem Qualitätsanspruch an eine Supervisorin / einen Supervisor auseinander. Er unterscheidet Supervision und Coaching hinsichtlich des Ausbildungsanspruchs, greift die Frage nach der Unterscheidung von wissenschaftlichem Anspruch und praktischem Erfahrungswissen auf, geht der möglichen Forderung nach einem Supervisionsgesetz in Anlehnung an das Psychotherapeutengesetz nach und fordert zu einer besonderen Haltung in Bezug auf Gender und Diversity in der Supervision auf. Viele offene Fragen und Herausforderungen, die möglicherweise dazu führen können, sich in Zukunft mit Supervision in Schulen als Qualitätsmerkmal näher zu befassen.

In diesem Zusammenhang ist auch wichtig zu erwähnen, dass der Autor zum Schluss des Kapitels der Frage nachgeht, welche supervisionsfreundlichen Strukturen realisiert werden müssen, um Supervision als Beratungsform für Lehrerinnen und Lehrer zu etablieren. Dazu sind im Buch kreative Möglichkeiten aufgeführt. In zehn prägnanten Thesen fasst der Autor noch einmal konzentriert zusammen, warum Supervision und Schule untrennbar zusammengehören. In einem umfangreichen Materialteil findet die Leserin / der Leser hilfreiche Kopiervorlagen, Links und Adressen.

Der Markt ist übersät von Ratgebern und Selbsthilfebüchern. Wer die Stichworte Coaching oder Supervision in die Suchmaschinen eingibt, wird von der Fülle des Materials regelrecht erschlagen. Dieser Leitfaden hebt sich wohltuend durch seine ‚engagierte Sachlichkeit‘ ab. An diesem Leitfaden sollte niemand vorbeigehen, der gute Schule betreiben und dem täglichen Anspruch gerecht werden will.

Katharina Gröning

Louis Lowy. Sozialarbeit unter extremen Bedingungen. Lehren aus dem Holocaust

Eine Rezension

Lorrie Greenhouse Gardella 2019: Louis Lowy. Sozialarbeit unter extremen Bedingungen. Lehren aus dem Holocaust; Freiburg i.B.: Lambertus Verlag

Louis Lowy ist den meisten deutschen Sozialwissenschaftler*innen, Pädagog*innen und Sozialarbeiter*innen heute durch seinen Beitrag zur Gruppenarbeit bekannt. Wie umfassend sein wissenschaftliches Werk und sein gesamtes Lebenswerk tatsächlich ist, seine Beiträge zur Sozialen Arbeit mit Älteren, zur Gemeinwesenarbeit, zur Supervision, um weitere wichtige Felder neben der Gruppenarbeit zu nennen, ist den meisten Lehrenden an Fachhochschulen und Universitäten wohl nicht bekannt. Louis Lowy gehört zu den vergessenen Sozialarbeitern und Supervisor*innen der ersten Generation nach 1945, ohne deren Arbeit ein demokratischer Wiederaufbau des vom Nationalsozialismus infizierten Fürsorgesystems überhaupt nicht denkbar gewesen wäre. Seine Bedeutung für eine Theorie schulischer sozialer Arbeit und eine Theorie der Inklusion steht noch völlig aus, wie viele seiner Gedanken und Entwürfe noch auf weitere wissenschaftliche Bearbeitung warten.

Es ist deshalb von großer Bedeutung, dass Lorrie Greenhouse Gardella als Autorin und eine Reihe deutscher Kollegen, wie Joachim Wieler, Klaus Martin Ellerbrock und Heidrun Stenzel die Aufgabe übernommen haben, diese Person und ihr Lebenswerk dem Vergessen zu entreißen, welches so vielen Intellektuellen und Reformern jüdischen Glaubens und verfolgten des Naziregimes zu teil wurde. Es ist Teil der Verantwortung der Deutschen und vor allem der jüngeren Generation von Sozialwissenschaftlern und Theoretikern zu verhindern, dass die Beiträge der jüdischen Wissenschaftler ausgelöst wurden oder wie bei Lesen der vorliegenden Biografie auffällt einfach jemand anderem zugeordnet werden. So wird in Deutschland relativ breit der Begriff der „filialen Reife“ für die Pflege alte Menschen als Beitrag von Margret Blenkner zitiert und rezipiert. Dass dieser sehr wichtige Begriff auf einen Aufsatz über „adult Children“ auf Lowy zurückgeht und Blenkner ihn lediglich übernommen hat, ist hier völlig unbekannt. Das vorweg zur wissenschaftlichen Aktualität. Auch Constanze Lehmann und dem Lambertus Verlag ist für die Übersetzung zu danken, denn bei aller Internationalität: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Buch wirklich gelesen wird, hängt auch davon ab, ob es übersetzt wurde.

Lorrie Greenhouse Gardella hat das Buch zur Biografie von Louis Lowy zum einen sehr narrativ verfasst, so dass es sehr gut und flüssig zu Lesen ist. Leserinnen und Leser

werden so mitgenommen in die Geschichte und den Lebensweg eines wichtigen Sozialarbeitswissenschaftlers und praktischen Sozialarbeiters. Das Buch ist zweitens im Sinne einer Integration von sozialer Zeit, historischer Zeit und persönlichen Entwicklungen und Entscheidungen verfasst. Auch dies macht den Stoff leserlich, verständlich und eindrücklich. Gleichzeitig müssen Leserinnen und Leser nicht die Verbindungen zwischen den persönlichen Lebensereignissen von Louis Lowy und der historischen Zeit, den jeweiligen historischen Ereignissen suchen, was durch die regelmäßigen Bezüge vor allem zur Entwicklung des Holocausts und zur Politik der Nationalsozialisten eindrücklich und plausibel wird.

Wie ein roter Faden zieht sich dabei die Bedeutung von Bildung, Wissen, Moral und Einfühlung für die Menschenwürde durch die Kapitel des Buches. Dass es den Nationalsozialisten nicht gelungen ist, Louis Lowy zu zerbrechen, dass er die extremen traumatischen Bedingungen des Ghettos Theresienstadt und des Konzentrationslagers Auschwitz Birkenau nicht nur körperlich überlebt hat, sondern seine Persönlichkeit im Kern bewahren konnte, hat wie in diesem wirklich wunderbaren Buch nachgewiesen wird, mit seiner Fähigkeit zu tun, sich nicht „in ein Stück Fleisch“ verwandeln zu lassen, menschlich zu bleiben, wobei ihm seine Bildung half. Aus den extremen Erfahrungen des totalen Terrors hat Lowy Prinzipien demokratischer Sozialer Arbeit entwickelt und praktiziert. Dass er in den KZs Kinder unterrichtete und sie auf ein Leben in der Demokratie vorbereitete, dass er Stand hielt, trotz permanenter Todesdrohung, wird verständlich, wenn man seine Äußerungen hört, dass es irgendwann unter extremen psychologischen Bedingungen wichtiger ist seine Menschlichkeit zu bewahren als physisch zu überleben. Im Prinzip hat Lowy zuerst für das Überleben seiner Seele und der Seelen anderer Menschen gesorgt, dann für das Überleben seines Körpers.

Das Buch geht auf insgesamt 16 Stunden autobiografische Erzählung zurück, die aufgezeichnet wurde und als zentrale Quelle dient. Es ist in insgesamt acht inhaltliche Kapitel, Stationen des Lebensweges von Louis Lowy aufgeteilt. Eine weitere Bearbeitung seines umfassenden wissenschaftlichen Werkes ist in dieser Biografie nicht vorhanden und bleibt weiterer Forschung vorbehalten. Der unbedingte Wert des Buches liegt aber darin, mit Louis Lowy einen weiteren Sozialarbeiter mit jüdischen Wurzeln vor dem Vergessen und Ausgelöscht werden zu bewahren. Dazu allein sollte es von Studierenden der Hochschulstudiengänge Soziale Arbeit, Frühkindpädagogik, Pflege, Pädagogik und allen Lehrern bildende Studiengängen Sozialwissenschaftlern und Beratern*innen gelesen werden.

Hans-Peter Griewatz

Eine schulübergreifende Systematik moderner Psychoanalyse. Seelenmodell, Hermeneutik, Therapie.

Eine Rezension

Wolfgang Detel (2018). Eine schulübergreifende Systematik moderner Psychoanalyse. Seelenmodell, Hermeneutik, Therapie. Psychosozial-Verlag

Wolfgang Detel ist emeritierter Professor für Philosophie und hat lange Jahre an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität gelehrt. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte sind antike Philosophie, Wissenschaftstheorie und moderne Philosophie des Geistes. Hier unternimmt er den ambitionierten Versuch, die Psychoanalyse mit der modernen Theorie des Geistes zu verbinden und zu begründen, wie sie derzeit im philosophischen (analytischen) Diskurs verstanden und diskutiert wird. Der Anspruch, den Detel verfolgt, ist nicht geringer als eine grundlagenwissenschaftliche Fundierung der Psychoanalyse, indem er Theorielücken der Psychoanalyse zu schließen vermeint und „sich zugleich einem szientistischen Positivismus verweigert“ (Detel 2018: 15). Ausgangspunkt seiner Argumentation ist eine Hermeneutik, die er in seinen wissenschaftlich-philosophischen Arbeiten im Rahmen einer modernen Theorie des Geistes rekonstruiert hat (Detel 2014 und 2011). Traditionell wurzelt die Philosophie des Geistes in der griechischen Antike im „Leib-Seele-Problem“, das von Platon aufgeworfen und u.a. von Aristoteles und den Stoikern weiterbearbeitet wurde. Das Problem des Geistes wurde dann wiederum in der Neuzeit von Descartes und Leibniz als „Körper-Bewusstsein-Problem“ erneut aufgegriffen und zählt seitdem zu den Grundproblemen der neuzeitlichen Philosophie. Im 20. Jahrhundert veränderte und erweiterte sich das Problemfeld einer Theorie des Geistes unter dem Paradigma der Naturwissenschaften, die sich an der Wirklichkeitsauffassung der modernen Physik orientierte. Im Mittelpunkt dieser Diskussionen standen und stehen nun einerseits die Bestimmungen des Bewusstseins in seinen verschiedenen psychischen Zuständen und Akten bis hin zu kulturellen Prozessen und Institutionen sowie andererseits die Fragen nach dem Verhältnis von Psychischem und Physischem. Detel erweitert nun die Theorie des Geistes um eine Theorie der Seele, die wiederum auch unbewusste mentale Zustände integriert. Damit formuliert dieser Versuch eine Herausforderung für die psychoanalytische Theorie, sich mit ihren eigenen Begrifflichkeiten und methodischen Zugängen auseinanderzusetzen, die dann auch Auswirkungen auf die psychoanalytische therapeutische Praxis haben dürften. Ausgangspunkt seiner Argumentation ist die Hermeneutik als Herzstück der

Psychoanalyse. Hier herrsche jedoch weitestgehend eine ambivalente Begriffsvielfalt, die keine einheitliche Position erkennen lasse: Einerseits werde das Verhältnis des Verstehens zum kausalen, mechanischen, funktionalen und rationalen Erklären begrifflich nicht klar geklärt (dieses Missverständnis geht bis auf Freud zurück) und andererseits bezögen sich weite Teile der Psychoanalyse auf eine ‚Philosophische Hermeneutik‘, die Detel zufolge „schwere theoretische Dezite“ (Detel 2018: 13) aufweise. Die Bilanz sei ernüchternd: „Die Frage nach der Rolle der Hermeneutik in der Psychoanalyse wird zwar seit rund 100 Jahren vielfach diskutiert, ist selbst jedoch bislang überhaupt nicht hinreichend deutlich definiert worden und konnte daher auch nicht zufriedenstellend beantwortet werden“ (ebd.: 13). Seine (metapsychologische) Leitfrage im Hinblick auf das Erfassen und Erklären geistiger und seelischer Phänomene lautet daher: „Welche Rolle spielen hermeneutische Verfahren (Verstehen, Interpretation, soziale Kognition) in der Psychoanalyse?“ (Detel 2018: 11). Detel verwendet den neueren Begriff der „Sozialen Kognition“, da sich das Verstehen nicht nur auf das Verstehen sprachlicher Texte beziehe, sondern auch als „Gedankenlesen“ (mind reading) und als schnelles automatisches sprachliches Verstehen (parsen) in die grundlegendsten sozialen Beziehungen eingebunden sei.

Das Buch ist in drei Teile unterteilt. Im ersten Teil unternimmt Detel eine Typologisierung der verschiedenen psychoanalytischen Schulen, die er in vier zentrale Paradigmen „kondensiert: das triebtheoretische Paradigma (Freud), das (gegenwärtig leitende) intersubjektive Paradigma, das evolutionstheoretische Paradigma (nur wenigen AutorInnen bekannt) und das rationalistische Paradigma (gegenwärtig so gut wie vergessen)“ (ebd.: 14). In einem ersten Schritt zeigt er die Verkürzungen des triebtheoretischen und des intersubjektiven Paradigmas, die ihm zufolge beide im evolutionstheoretischen Paradigma aufgehoben werden können. Die Verkürzung des triebtheoretischen Modells zeige sich darin, dass es einerseits dem Szientismus-Dilemma nicht entkomme, da es das Unbewusste ausschließlich kausal-naturwissenschaftlich erkläre, und daher andererseits auch nicht das mit ihm verbundene Solipsismusproblem lösen könne. Die Verkürzung des intersubjektiven Paradigmas zeige sich darin, dass es im eigentlichen Sinne keinen Begriff des Unbewussten formuliere und sich darüber hinaus auf eine philosophische Hermeneutik beziehe, die „methodologisch auf veraltete hermeneutische Arbeiten“ (ebd.: 41) zurückgreife. Diese Verkürzungen werden laut Detel im evolutionstheoretischen Paradigma der Psychoanalyse überwunden. Das evolutionstheoretische Paradigma versteht Detel ausdrücklich als biologische und kulturelle Evolution. Detel schreibt:

„Es spielt keine Rolle, ob die Variabilität durch genetische Mutation oder kulturelle Muster hergestellt wird, solange eine stabile und lang andauernde Tradierung über viele Generationen hinweg garantiert ist. Unter diesen Bedingungen werden sowohl genetische als auch kulturelle Differenzen einen Wettbewerb auslösen. Gen-basierte und kultur-basierte Selektion operiert unter denselben evolutionären Prinzipien, nur ist das Tempo der

kulturellen Evolution um ein Vielfaches schneller. Ein wichtiges Bindeglied zwischen biologischer und kultureller Evolution ist erst seit Kurzem bekannt: die sogenannte epigenetische Prägung genetischer Strukturen durch soziale und kulturelle Faktoren“ (ebd.: 44).

Entscheidend sei die Erkenntnis, „dass die menschliche Seele ein funktionales Design“ (ebd.: 49) aufweise, deren faktische Funktionen in einem technischen Sinn verstanden werden müssen (am Ende des Buches 174 ff. werden die Begriffe der Kausalität, Funktionalität und Rationalität von Detel in ihrem systematischen wissenschaftstheoretischen Zusammenhang noch einmal eingeholt). Dies bedeutet, dass Detel auch das Unbewusste als eigenständiges funktionales ‚Betriebssystem‘ zu rekonstruieren versucht, indem er die triebtheoretischen Grundlagen (bei Freud Sexual- und Todestrieb) mit Kernberg als Affekte und Motivationssysteme von Libido und Aggressivität reformuliert (ebd.: 92ff.).

Als letztes psychoanalytisches Paradigma nennt Detel das rationalistische Paradigma. In ihm sind Rationalität und Irrationalität grundlegende Parameter zur Beschreibung und Erklärung seelischer Prozesse und Pathologien. Psychische Störungen werden demgemäß als „Folgen falscher Denkmuster und Informationsverarbeitung“ (ebd.: 55) charakterisiert. Hinter psychischen Störungen werden kognitive Einstellungen vermutet, die durch verhaltenstherapeutische Maßnahmen – für Detel *eine* Form der psychoanalytischen Therapie - gelindert werden könnten. Diese Ansicht greife jedoch – ähnlich wie das intersubjektive Paradigma - insgesamt zu kurz. Mit Marcia Cavell leitet Detel her, dass es zwei verschiedene, miteinander inkonsistente mentale Systeme geben müsse, ein bewusstes und ein unbewusstes System, bei dem die „pathologische Irrationalität bereits in der spezifischen semantischen Struktur der unbewussten mentalen Zustände angelegt“ (ebd.: 58) sei, „die insbesondere mit magischem Denken und archaischen Formen der Rationalität korrelieren“ (ebd.: 60). Damit hat Detel den zweiten Teil vorbereitet, in dem er ein funktionalistisches Paradigma der Psychoanalyse begründen wird, das davon ausgeht, dass sowohl das Bewusstsein als auch das Unbewusste mentale Zustände unterschiedlicher Qualität sind, in denen geistige Zustände rational organisiert sind, „während seelische Störungen irrational sind“ (ebd.: 159), gleichwohl aber eine Funktion im Seelenhaushalt übernehmen. Erwähnens- und lesenswert in diesem ersten Teil des Buches – neben seinen Ausführungen zur Mentalisierung und der Theorie der verkörperten Kognition - ist Detels Dekonstruktion des Anspruchs der Neurowissenschaften, dass die Psychoanalyse und andere (Geistes-)Wissenschaften ausschließlich von ihren Erkenntnissen profitieren könnten und daher ihre wissenschaftlichen Paradigmen übernehmen müssten (vgl. auch Detel 2011: 9ff. sowie 329ff.). Denn eigentlich könnten sie „lediglich mittels bildgebender Verfahren feuernde und nicht-feuernde Neuroarenale beschreiben“ (Detel 2018: 71). Umgekehrt sei es jedoch wesentlich, dass für die Neurowissenschaften „die entsprechenden seelischen

Phänomene introspektiv *in einer psychologischen Sprache* (Hervorhebung im Original) beschrieben“ (ebd.: 71) werden.

Im zweiten Teil begründet Detel nun wie angekündigt eine „(f)unktionalistische Psychoanalyse“ (ebd.: 75ff.). „Die Seele besteht ... aus dem Geist und dem Unbewussten (ebd.: 77). Der Geist umfasst Repräsentationalität (Verfügen über semantische Gehalte), Erlebnisqualität (phänomenales Bewusstsein, zu spüren, was es bedeutet, in einem mentalen Zustand zu sein) und Funktionalität (korrekte evaluative Repräsentationalität und das Auslösen einer korrekten adaptiven Reaktion). Diese Merkmale haben je eine spezifische Form der Normativität (vgl. auch Detel 2015) (Ein erster Zugang hierzu bietet ebenfalls sein Vortrag im Rahmen einer Ringvorlesung in Passau vom 13.07.2013: <https://univideo.uni-passau.de/2013/07/hermeneutik-und-die-moderne-theorie-des-geistes-prof-dr-wolfgang-detel/>). Das bedeutet für eine gehaltvolle Hermeneutik, dass sie sich an Rationalitätsstandards halten, dass sie also in sich konsistent und logisch sein müsse. Sprachliche Repräsentationen müssen daher im Hinblick auf Korrektheitsbedingungen eine veridische und im Hinblick auf Widerspruchsfreiheit eine rationale bzw. logische Normativität aufweisen. Im weiteren Verlauf seiner Argumentation zeigt Detel dann verschiedene Stufen und Formen des Verstehens (das Erfassen rationaler Erklärungen, das Gedankenlesen, das Einfühlen, das Verstehen und Interpretieren des phänomenalen Bewusstseins eines anderen Menschen sowie das Verstehen komplexer expressiver Zeichen). Hierfür seien die verschiedenen Formen des Bewusstseins relevant, die er in 1. Subjektbewusstsein (dass ich überhaupt über ein Bewusstsein verfüge) und 2. in vier Formen des Zustandsbewusstseins unterteilt: a) das phänomenale Bewusstsein (Wahrnehmungen, die eine Erlebnisqualität aufweisen), b) das Monitorbewusstsein (Gedanken höherer Ordnung über eigene mentale Zustände), c) das Selbstbewusstsein (Ich-Gefühl) und d) das Zugangsbewusstsein (rationale Argumentationen und rationale Kontrolle über eigene Handlungen). Dies ist deshalb wichtig, da es auf der unbewussten mentalen Ebene jeweils ein Äquivalent zu den genannten Bewusstseinsformen gibt: a) das phänomenale Unbewusste (Ausfall des Erlebens), b) das Monitor-Unbewusste (Ausfall von Gedanken höherer Ordnung), c) das Ich-Unbewusste (Ausfall des Ich-Konzepts), d) das Zugangs-Unbewusste (Ausfall des Zugriffs auf mentale Zustände, die entweder temporär oder dauerhaft verdrängt wurden) sowie e) das Subjekt-Unbewusste (Ohnmacht) (ebd.: 112). Voraussetzung für diese Annahme – die Detel als Theorie der „Teleosemantik“ einführt, die er an anderer Stelle ausgeführt hat (Detel 2015: 68f.) und deshalb nicht weiter begründet - ist, „dass es nicht-sprachliche und unbewusste repräsentationale Zustände und Prozesse in der Seele von Menschen und Tieren gibt, die nicht rational organisiert sind“ (Detel 2018: 80). Die verschiedenen Formen des Unbewussten kommen sowohl im pathologischen als auch in nicht-pathologischen Fällen vor. Sie sind teilweise mentale Zustände wie z.B. die Verdrängung, die Reizgeneralisierungen oder die Ersatzmechanismen, und sie sind teilweise nicht-mentale Zustände wie z.B. neurophysiologische und algorithmische

Prozesse oder das Körperschema, die wiederum die „kausale Steuerung sowohl unbewusster als auch bewusster mentaler Mechanismen“ (ebd.: 117) übernehmen. Das funktionale Verständnis des Unbewussten weiche von bisherigen Auffassungen der Psychoanalyse ab und eröffne der Psychoanalyse die Möglichkeit, sich mit ihrem Grundverständnis und ihren Begriffen kritisch auseinanderzusetzen. So könne z.B. das Strukturmodell nicht weiter aufrechterhalten werden, da es in der „Seele keine Instanzen oder Substanzen (gebe), die aus eigener Kraft etwas ‚tun‘ oder eine bestimmte Aktivität ‚ausführen‘“ (ebd. 119). Auch sei die Rede von „unbewussten Wünschen“ (ebd. 119) ebenso zu überdenken wie die Bestimmung „seelischer Störungen ... als Krankheiten“ (ebd.: 139), da es sich bei symptomatischem Verhalten funktional um Ersatzmechanismen handelte, die aus einer subjektiven Perspektive sinnvoll sind.

Dies sollte Konsequenzen für die psychoanalytische Therapie zeitigen. Anhand seines begrifflichen Instrumentariums analysiert und reformuliert Detel im III. Teil verschiedene Fallvignetten, drei, die auf Freud zurückgehen, und drei aktuelle. Anschließend wirbt er auf der Grundlage seiner Analysen für eine „konsistente Zusammenführung der beiden grundlegenden Psychotherapieverfahren“ (ebd.: 162) Psychoanalyse und kognitiver Verhaltenstherapie.

„Warum“ – so fragt er – „sollte die analytische Arbeit in den Sitzungen der psychoanalytischen Therapie nicht auch kognitive Prozesse in den Blick nehmen und auf konsistente Weise durch Tests und Verhaltensübungen ergänzt werden können? Und warum“ – so fragt er weiter – „sollte die kognitive Verhaltenstheorie nicht anerkennen können, dass kognitive Fehlleistungen zwar auch, aber nicht ausschließlich für seelische Störungen verantwortlich, dass sie ferner häufig eher eine Symptomatik als Ursachen darstellen und dass es sich lohnen könnte, auch nach ihren Ursachen in der Vergangenheit der PatientInnen zu forschen, um dadurch unter anderem die verhaltenstherapeutische Maßnahmen zu optimieren?“ (ebd.: 162).

Im Anschluss daran formuliert Detel Grundzüge einer psychoanalytischen Therapie, die sowohl die funktionalen als auch die rationalen Strukturen des Unbewussten mitberücksichtigen sollte. Es gälte, dass sich Menschen in der Therapie die funktionalen (Ersatz-)Mechanismen „in Gestalt einer Metarepräsentation“ (ebd.: 169) zuschreiben und sie so in einen hermeneutischen Prozess der Selbstrepräsentation überführen. Dieser Prozess führe dann letztlich über eine bloß kausale oder funktionale Erklärung hinaus und könne nur rational erklärt werden.

„Mit anderen Worten: Die rationale Erklärung artikuliert explizit die instrumentale Rationalität, die dem funktionalen Geschehen innewohnt. So wenig wie die funktionale Erklärung kausale Übergänge bestreitet, sondern sie vielmehr explanatorisch anreichert, so wenig bestreitet eine rationale Erklärung kausale oder funktionale Übergänge, reichert aber beide Übergänge explanatorisch weiter an. Jede rationale Erklärung führt die korrelierten kausalen und funktionalen Erklärungen implizit mit.

Dieser Zusammenhang ist ersichtlich eine wichtige Bedingung dafür, die Rolle der hermeneutischen Verfahren und der sozialen Kognition in der psychoanalytischen Metapsychologie und Therapie angemessen zu bestimmen. Eine der Formen der sozialen Kognition ist die empathische mentale Simulation. Doch wo immer rationale Organisationen auftauchen, muss darüber hinaus auch die Interpretation als rationale Erklärung operieren. Wir haben festgestellt, dass beide Formen des Verstehens (das heißt der sozialen Kognition) in der psychoanalytischen Therapie verankert sind. Im Falle der rationalen Erklärung involviert dieser Befund unter anderem die Einsicht, dass selbst seelische Störungen eine Art von Rationalität enthalten, obgleich sie in anderer Hinsicht durchaus irrational genannt werden können. Seelische Störungen enthalten eine Rationalität des Irrationalen (kursiv im Original). Diese zentrale Diagnose kann weder auf der kausalen noch auf der funktionalen Erklärungsebene entdeckt werden“ (ebd.: 180).

In wie weit diese Ausführungen über die Grundzüge einer psychoanalytischen Therapie auch einen praktischen Mehrwert haben, kann nur durch die Therapieforschung empirisch überprüft werden. Denn eine solche grundlagentheoretische Analyse der Psychoanalyse kann letztlich keine praktischen Anweisungen geben, sondern sie kann ‚nur‘ eine Orientierung für die Praxis formulieren. Trotzdem und gerade deshalb scheint es mir wichtig zu sein, sich kritisch mit Detels grundlagenwissenschaftlicher Theorie des Geistes sowie mit seinen wissenschaftstheoretischen Prämissen, insbesondere den evolutionstheoretischen und neurowissenschaftlichen, auseinanderzusetzen. Dann wird sich zeigen, ob es sich bei Detels Entwurf um eine „umfassende Neubegründung der psychoanalytischen Theorie und therapeutischen Praxis“ handelt, die „das Potenzial (hat), einen Paradigmenwechsel der Psychoanalyse“ (ebd.: Klappentext) herbeizuführen oder ob er letztlich hinter seinem eigenen Anspruch zurückbleibt. In meiner Beurteilung legt Detel einen gehaltvollen Entwurf einer psychoanalytischen Hermeneutik vor, dem eine kritische Rezeption und Würdigung seitens der Psychoanalyse zu wünschen ist.

Für die Supervision stellen sich ähnliche Fragen: In wie weit eine funktionalistische Erweiterung der Psychoanalyse, wie Detel sie hier einführt, der Praxis der Supervision und ihrer theoretischen Grundlegung dienen kann, ist nicht so leicht zu bestimmen. Die (psychoanalytisch orientierte) Supervision hat sich traditionell – und meiner Meinung zurecht - auf das intersubjektive Paradigma der Psychoanalyse berufen, insbesondere auf die Objektbeziehungstheorien, die Gruppenanalyse und das szenische Verstehen. Ein erster Hinweis könnte ganz vorläufig darin liegen, sich grundlagentheoretisch mit einer Neubestimmung bzw. Reformulierung einer supervisorischen Hermeneutik zu beschäftigen, die Detels Theorie der Seele sowohl geisttheoretisch als auch seine Argumentation im Hinblick auf die verschiedenen psychoanalytischen Hermeneutiken der Psychoanalyse in sich aufnimmt. Dies wirft die ganz grundsätzliche Frage auf, wie die gesprochene Rede von den Akteuren in der Supervision, in die u.a. Alltagstheorien oder Hintergrundannahmen mit hineinspielen, wie gewichtet und (methodisch) interpretiert wird. Hierbei sollten die von Detel ins Spiel gebrachten Voraussetzungen der

Interpretation, die semantische, evaluative, logische und veridische Normativität, besondere Beachtung finden. Da es sich in der Supervision jedoch nicht – zumindest zumeist nicht - um pathologische, sondern um arbeitsbezogene Probleme handelt, muss eine weitere Konsequenz darin liegen, dass in der Supervision die Einnahme einer erklärenden Metaebene wesentlich bedeutsamer und der Aufklärung dienlicher ist als ein bloßes, oder gar ausschließliches emotionales Durcharbeiten und erneutes Durchleben von Konflikten, die in der Gefahr einer unangemessenen Nähe stehen und leicht zu einer Machttechnik werden können. Deshalb ist eine Engführung der Supervision auf die Methoden der Psychoanalyse und/oder kognitiven Verhaltenstherapie sowie der Methoden der systemischen (oder anderer) Ansätze, wie sie derzeit in Supervision und Coaching und generell in Beratung und Therapie Konjunktur haben, auch aus Sicht einer Theorie des Geistes wenig sinnvoll. Eine sozialwissenschaftliche Erweiterung der Hermeneutik im Sinne Max Webers (vgl. Detel 2011: 152ff.) bietet daher für die Supervision auf einer höheren Ebene ebenfalls ein Zusammenwirken von Interpretation, Verstehen und kausaler Erklärung. Dabei sollten in den verschiedenen supervisorischen Settings die jeweiligen hermeneutischen Zugänge und normativen Ansprüche berücksichtigt werden: Für eine Fallsupervision sollten die Lebenslagen und biografischen Brüche der KlientInnen in den Blick genommen und im Kontrast zu ihren Abwehrmechanismen und ihrem Widerstand, ihren Reizgeneralisierungen und Ersatzmechanismen diskutiert und beurteilt werden. Für die Einzelsupervision sollten neben psychoanalytischen und kognitionspsychologischen insbesondere Habitus hermeneutische Aspekte in den Vordergrund rücken, während in Gruppensupervisionen gruppentheoretische Mechanismen zum Tragen kämen, die es zu verstehen gälte. In Teamsupervisionen sollten arbeits- und organisations- und institutionstheoretische Erklärungsmuster dazu dienen, die gesellschaftlichen Machtmechanismen und die Mesostrukturen der Arbeitswelt besser zu verstehen. Darüber hinaus bietet Detels Entwurf die Möglichkeit, im Hinblick auf die verschiedenen Settings (Einzel-, Gruppen-, Team- und Fallsupervision) die normativen Ansprüche von entlastenden und aufklärenden Aspekten (in) der Supervision in ihrem Verhältnis zueinander erneut zu klären.

Literatur

- Detel, W. (2018). Eine schulenübergreifende Systematik moderner Psychoanalyse, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Detel, W. (2015). Grundkurs Philosophie. Band 3. Philosophie des Geistes und der Sprache, 3., durchgesehene und erweiterte Auflage, Stuttgart: reclam-Verlag.
- Detel, W. (2014). Kognition, Parsen und rationale Erklärung. Elemente einer allgemeinen Hermeneutik, Frankfurt am Main: Klostermann Verlag.

Detel, W. (2013). Hermeneutik und die moderne Theorie des Geistes, Vortrag in Passau am 13.07.2013, online: <https://univideo.uni-passau.de/2013/07/hermeneutik-und-die-moderne-theorie-des-geistes-prof-dr-wolfgang-detel/> (zuletzt abgerufen am 04.07.2019).

Detel, W. (2011). Geist und Verstehen. Historische Grundlagen einer modernen Hermeneutik, Frankfurt am Main: Klostermann Verlag.

Volker Jörn Walpuski

Zwischen Ursprüngen und Visionen der Supervision

Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der DGSv 2018 am 28. und 29.9.2018 im Haus der Kirche in Kassel

Die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e. V. (DGSv) stand 2018 im Spannungsbogen zwischen Vergangenheit und Zukunft:

- Vergangenheit, weil sie sich mit ihrem erstmalig verliehenen Förderpreis auf die Geschichte der Supervision in Deutschland und damit auf eine Zeit 25 Jahre vor ihrer Gründung besinnt.
- Gegenwart, weil alljährlich Fragen der Vorstandsentslastung, ordnungsgemäßen Buchführung, Ämterverteilung und Haushaltsplanung in einem Verein zu diskutieren und beschließen sind.
- Zukunft, weil mit Förderpreis, Haushaltsplanungen und strategischen Entscheidungen Weichen für die die weitere Entwicklung des Berufsverbandes gestellt werden.

Insbesondere um die weitere strategische Ausrichtung des Verbands und die sich daraus ergebenden Implikationen wie die Gestaltung der Beiträge wurde bereits im Vorfeld gerungen, denn der Vorstand will „in professionelles Marketing, in neue Veranstaltungsformen, in den Mitgliederservice und in die Professionsentwicklung investieren.“ Dazu gehört auch die bevorstehende Gründung eines ‚Dachverbands Coaching‘ als Ersatz für den aktiven aber chronisch unterstrukturierten und unterfinanzierten Roundtable Coaching.

Verleihung des Cora-Baltussen-Förderpreises

Erstmalig wurde der von der DGSv neu ausgelobte Cora-Baltussen-Förderpreis für wissenschaftlich fundierte, innovative und praxisrelevante Abschlussarbeiten verliehen. Ausgezeichnet wurden

- Bernd M. Müller, der bei BTS Mannheim versucht hat, Qualitätskriterien für systemische Supervision zu entwickeln und beschreiben.
- Ute Wilbers aus Nijmegen, die sich an der KatHo NRW in Aachen vertiefend mit Hartmut Rosas Theorien zur Beschleunigung und zu Resonanzen beschäftigt hat.
- Irene Pirschel, die am Supervisionszentrum Berlin über Visualisierung als systemisch-konstruktivistische Intervention gearbeitet hat – passenderweise besteht die Arbeit fast ausschließlich aus Grafiken und Visualisierungen und stellt damit ein besonderes „Lese“-Vergnügen dar.

Damit finden zwei starke Diskussionsstränge aus dem Fachdiskurs über die Supervision Widerhall: der kritische, sozialwissenschaftliche Ansatz sowie systemische Ansätze. Gleichzeitig bildet sich die Vielfalt unterschiedlicher Supervisionsausbildungen und der Fragestellungen ab, die darin bearbeitet werden.

Besonders war an der Preisverleihung auch, dass Nichte und Neffe von Cora Baltussen (1912–2005) mit Ehepartner*in gekommen waren. Sie freuten sich sehr darüber, dass nun ein zweites Lebensthema ihrer Tante, die Supervision, Würdigung erfährt. Denn Cora Baltussen ist in den Niederlanden und in Polen vor allem dafür bekannt, dass sie sich für die Anerkennung der Leistungen und die Ehrung einer polnischen Fallschirmjägerdivision in den Kämpfen um Arnheim 1944 eingesetzt hat. Dass Cora Baltussen in den frühen Jahren des Case Work und der Supervision ab 1954 prägende Impulse zunächst in Nijmegen, dann in Münster setzte, zeigte Frank Austermann bereits in einem Vortrag im Rahmen der Theoriereihe Reflexive Supervision an der Universität Bielefeld am 16.6.2018 (Austermann 2018, 2019): Beeindruckt von ihrem 18-monatigen Studienaufenthalt in den USA brachte Cora Baltussen die Ideen und Ansätze von Carl Rogers, John Dewey und Charlotte Towle mit zurück nach Europa und war 1954 Gründungsdirektorin des Studiecentrum Maatschappelijk Werk Nijmegen in katholischer Trägerschaft, wo Sozialarbeiter*innen ausgebildet wurden. Sie wirkte in europäischen Fachkommissionen mit und hielt 1959 im Internationalen Seminar der Union Catholique International de Service Sociale (UCISS) einen Vortrag über die Ausbildung von Supervisor*innen (Baltussen 1962). Auf einer Tagung des nordrhein-westfälischen Sozialministeriums für alle Sozialarbeitsfachschulen 1962 sprach sie über „Wesen und Aufgabe der Supervision“ – darin sind ihre grundlegenden Gedanken einer kritischen, demokratischen, emanzipatorischen und sozialwissenschaftlichen Konzeption zu erkennen. Zwischen 1964 und 1968 wirkte sie an der Akademie für Jugendfragen in Münster, wo sie deutsche Sozialarbeiter*innen in Casework und Supervision unterrichtete und dafür einen Zweijahreskurs konzipierte. Angesichts ihres Wirkens im Widerstand gegen die nationalsozialistische Besetzung der Niederlande ist das eine große persönliche Leistung. Parallel arbeitete sie freiberuflich als Supervisorin in den Niederlanden und in Deutschland.

Cora Baltussen stand als Supervisorin und Supervisionsausbilderin unter anderem für grenzüberschreitendes Lernen und Lehren sowie Mehrsprachigkeit, die Einbeziehung sozialer Strukturen und Abhängigkeiten in die Supervision, eine christliche, humanistische, demokratische und emanzipatorische Haltung sowie die kritische Reflexion und politisches Engagement. Menschen, die ihr begegnet sind, waren beeindruckt von ihrer Charakterstärke, ihrer Zugewandtheit und Klarheit und ihren ethischen Ansprüchen.

Die Mitgliederversammlung freute sich angesichts dieser kurzen biographischen Einblicke, dass der DGSv-Förderpreis den Namen von Cora Baltussen trägt, und

Preisträgerin Ute Wilbers suchte gleich den Kontakt zur Familie Baltussen, um noch mehr über die Namensstifterin des Preises zu erfahren.

Beschlüsse der Mitgliederversammlung

Neben dem Festprogramm gab es natürlich auch eine Tagesordnung mit den notwendigen alljährlichen Formalia, denen erwartungsgemäß zugestimmt wurde, aber auch einigen besonderen Punkten, die ich nachfolgende kurz zusammenfassen möchte.

Prof. Dr. Frank Austermann hatte aufgrund neuer beruflicher Verpflichtungen sein Vorstandsamt nach fünf Jahren, in denen der Vorstand den Verband strategisch neu ausrichtete, zur Verfügung stellen müssen. Mit großer Mehrheit wurde Prof. Dr. Peter Weber gewählt. Der Physiker, katholische Theologe und Pfarrer sowie promovierte Psychologe lehrt an der Fachhochschule der Diakonie in Bielefeld.

Bereits im Vorfeld der Mitgliederversammlung kam es zu Kontroversen um die vom Vorstand erbetene Zustimmung zur Erhöhung der Beiträge, und im Vorfeld der Mitgliederversammlung wurden mehrere Gegenanträge formuliert. Nach eingehender Aussprache stimmte die Versammlung für eine Beitragserhöhung. Zugleich wurde beschlossen, Mitglieder über 68 Jahren nicht mehr von der Beitragserhebung freizustellen. Der Vorstand erachtete die Beitragserhöhung als notwendig, weil sich einerseits der Altersdurchschnitt der Mitglieder erhöht, dabei aber die Einnahmen sinken, gleichzeitig die Inflation sowie die strategische Neuausrichtung des Verbandes mit dem Exzellenz-Anspruch Kosten verursacht. Dazu gehören neben dem Forschungsnetzwerk Supervision, das nach dem letzten Treffen im Dezember 2018 nun im September 2019 wieder zusammenkommen wird, weitere regionale Tagungs- und Themenformate, unter anderem auch die Fragestellung nach der Digitalisierung von Supervision.

Miriam Ullrich berichtete detailliert aus der Arbeit der Association of National Organisations for Supervision in Europe (ANSE), die sich auf europäischer Ebene in einem langwierigen aber vielversprechenden Prozess um einen europäübergreifenden Qualitätsrahmen bemüht. Ein erstes Ergebnis ist der 2016 vorgelegte Band »Im Spiegel der Kompetenzen« (Judy & Knopf 2016), und im Dezember 2018 fand in Frankfurt am Main eine Konferenz zur Supervisionsausbildung in Europa statt. Alle zwei Jahre lädt zudem ein anderer nationaler Verband zu europäischen Summer Schools ein, in diesem Sommer der italienische Verband nach Bozen in Südtirol.

Die nächste Mitgliederversammlung wird am 27./28.9.2018 in Essen tagen.

Literatur

- Austermann, Frank (2019): Zu den demokratischen, emanzipatorischen und internationalen Wurzeln der Profession Supervision am Beispiel von Cora Baltussens Beratungsverständnis. In: FoRuM Supervision - Zeitschrift für Beratungswissenschaft und Supervision 27 (52), S. 6–16.
- Baltussen, Cora W. M. (1962): Formation des superviseurs - Rôle et responsabilités des écoles et des Agences de Service Social. In: Scuola Residenziale Assistenti Sociali (Hg.): La formation pratique et la supervision dans le service social. Travaux du Séminaire de l'Union Catholique Internationale de Service Social Gênes-Rapallo, 13-22 septembre 1959. Rapallo, 13.-22.9.1959. Genova, S. 65–75.
- Judy, Michaela; Knopf, Wolfgang (Hg.) (2016): In the Mirror of Competences. Supervision and Coaching in Europe: Concepts and Competences = Im Spiegel der Kompetenzen; Supervision und Coaching in Europa: Konzepte und Kompetenzen. Wien: Facultas (Supervision – Coaching – Organisationsberatung, Band 4).
- Walpuski, Volker Jörn (2018): Cornelia Wilhelmina Maria Baltussen 1912 – 2005. Biografische Momentaufnahmen. Vortrag DGSv-Mitgliederversammlung Kassel am 28.9.2018, unveröffentlichtes Manuskript.

Lars Vogel

Bericht zum 2. DGSv-Netzwerk Forschung

Zum zweiten Mal trafen sich vom 12.12.18-13.12.18 Forscherinnen und Forscher, die die Supervision im Zuge der Professionalisierung in den Fokus nahmen und nehmen. Geladen hatte die DGSv zum alljährlichen Austausch beziehungsweise zum alljährlichen Diskurs zu wissenschaftlich aktuellen Themen der Supervision. Veranstaltungsort war der Werkhof in Hannover. Frau Davids und Frau Richter von der Arbeitsstelle für Supervision und Gemeindeberatung der Kirche Bremen führten die Teilnehmer*innen durch die Veranstaltung. Das Setting beinhaltete die Form eines BarCamps. Die Teilnehmer*innen hatten nach einer Themensammlung und nach der zeitlichen Strukturierung der Themen im Plenum die Möglichkeit in einer ersten Workshop-Phase ihre Themen zu präsentieren. Es wurden Themen, wie Online-Supervision, die angewandte Gruppendynamik und ihre Relevanz für die Supervision, Supervision im Ausbildungskontext Lehramt, Supervision in Schule beziehungsweise die Auswertungsmethode objektive Hermeneutik, Supervision und Wissen beziehungsweise Wissensgenerierung und die Auswertung von Daten supervisorischer Settings mit quantitativen Forschungsmethoden und andere Themen diskursiv reflektiert. Alle Themen fanden ihren Platz, so dass es drei Workshop-Phasen gab, die mit Plenums-Phasen gerahmt waren. Die jeweiligen Workshop-Phasen wurden durch die Teilnehmer*innen gestaltet, die ihr Thema für den Diskurs zur Verfügung stellten. Die jeweiligen Vorstellenden präsentierten ihr meist aktuelles Forschungsthema und hatten konkrete Fragen an die Teilnehmer*innen des Workshops. Die methodische Bearbeitung der Fragen war verschieden. Es wurde am Transkript gearbeitet, oder es wurde mit Darstellungen am Flip-chart reflektiert. Einige Teilnehmer*innen brachten bereits fertige Plakate mit, die für einen Diskurs genutzt wurden. Die DGSv, vertreten durch Frau Mulkau, Herrn Fortmeier und Frau Lenz zeigte sich zufrieden über die Ergebnisse des Netzwerktreffens Forschung. Das jährlich Treffen scheint sich bewährt zu haben, so dass die Geschäftsführung der DGSv eine Fortführung ankündigte. Die DGSv versteht das Netzwerktreffen als Prozessbegleitung für die ForscherInnen während ihrer Forschungsphasen. Die Vielfalt der Themen wurde als Bereicherung aufgenommen. Die DGSv bat ihre Unterstützung bezüglich sich konstituierender Mikronetzwerke an. Eine Vernetzung einzelner ForscherInnen, die im Rahmen ihrer Forschung Gemeinsamkeiten entdeckten, erhielten zum Ende der Veranstaltung die Möglichkeit sich zu vernetzen. Ein Mikroneztwerk konnte sich bereits konstituieren. Ihr gemeinsames Interesse ist die Forschungsmethode Objektive Hermeneutik. Das genannte Mikronetzwerk hat sich einigen können einen Tag vor dem nächsten Netzwerktreffen Forschung der DGSv anzureisen, um in die wissenschaftliche Arbeit einzusteigen. Die Forschungsmethode

Objektive Hermeneutik wurde auch während eines Workshops zur Analyse einer Fallsupervision genutzt. Insofern ist es nur folgerichtig, dass sich einige Teilnehmer*innen im Rahmen von Netzwerken gemeinsam der Aufgabe widmen Fälle objektiv hermeneutisch auszuwerten. Das Netzwerk Forschung 2018 der DGSv wurde von allen Beteiligten mit einer positiven Resonanz beendet. Das Interesse an einer Fortsetzung des Forschungsnetzwerks war seitens der TeilnehmerInnen groß. Ein Folgetermin für das Jahr 2019 wurde von der DGSv bereits bekannt gegeben.

Autor_innenverzeichnis

Blank, Olga

Systemische Beraterin und Therapeutin (SG), Supervisorin, Zurzeit auch tätig als Sozialarbeiterin in einem Mutter-Kind-Haus. Langjährige Tätigkeit im Bereich der ambulanten Erziehungshilfe mit Menschen mit Migrationshintergrund.

Kontakt: Olga Blank, Calvinstr.19, 44143 Dortmund

Dieringer, Volker

Dr.; Dipl. kath. Theologie; Magister artium Philosophie; Promotion Philosophie; Lehrtätigkeit an der Universität Bielefeld; freiberuflicher Supervisor.

Kontakt: volker.dieringer@uni-bielefeld.de

Dumpe, Anna

M.A. Supervision und Beratung, Supervisorin (DGSv), Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin, langjährige Tätigkeit als Therapeutin für Kinder, Jugendliche und ihre Familien, Senior Consultant für öffentliche und soziale Organisationen

Kontakt: a.dumpe@lueneburg-supervision.de

Friesel-Wark, Heike

Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Erziehungswissenschaften der Universität Bielefeld (AG 7: Pädagogische Beratung); Dipl.-Sozialpädagogin, M. Sc. In Addiction Prevention and Treatment, M. A. in Supervision und Beratung, Supervisorin (DGSv).

Kontakt: heike.friesel-wark@uni-bielefeld.de

Griewatz, Hans-Peter

Dipl. Pädagoge; Master of Science Philosophie; Supervisor; wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lecturer am Lehrstuhl ‚Pädagogische Beratung‘ (AG7/Erziehungswissenschaft) an der Universität Bielefeld.

Kontakt: hans-peter.griewatz@uni-bielefeld.de

Homepage: www.supervision-griewatz.de

Gröning, Katharina

Prof. Dr.; Professorin für pädagogische Beratung an der Universität Bielefeld; Mitherausgeberin der FoRuM Supervision –Onlinezeitschrift für Beratungswissenschaft und Supervision; Wissenschaftliche Leitung des weiterbildenden Masterstudiums Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld.

Kontakt: katharina.groening@t-online.de

Heitmann, Tina

Dipl. Sozialpädagogin; M.A. in Supervision und Beratung; Supervisorin; Lehrkraft für besondere Aufgaben (AG7/Erziehungswissenschaft) an der Universität Bielefeld; freiberufliche Supervisorin in Gütersloh.

Kontakt: tina.heitmann@supervision-heitmann.de

Humme, Anika

M.A.; Erziehungswissenschaftlerin an der Universität Bielefeld. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Erziehungswissenschaft, im Weiterbildenden Studium FrauenStudien in der AG7 Pädagogische Beratung.

Rohr, Elisabeth

Dr. phil., war bis 2013 Professorin für Interkulturelle Erziehung an der Philipps-Universität Marburg. Sie ist Gruppenanalytikerin, Supervisorin und Consultant und in nationalen wie internationalen Arbeitsfeldern, im profit- wie non-profit Bereich tätig. Sie ist als Dozentin engagiert im Masterstudiengang Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Migration, religiöser Fundamentalismus Gender und Supervision.

Schulte-Kloke, Birgit

Msc; Ich bin selbst seit mehr als 12 Jahren supervisorisch im Einsatz. Während meiner Lehrerinnentätigkeit habe ich die Ausbildung zur Supervisorin ebenfalls nach guten Erfahrungen als Supervisandin absolviert. In Schulen und sozialen Einrichtungen biete ich u.a. Supervision und Coaching für Führungskräfte, Lehrkräfte und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an. Auch die zeitweise Begleitung durch Mediation / Konfliktberatung unterstützt das Wiedererlangen der Arbeitsfähigkeit und die Weiterentwicklung von Teamprozessen. Auch Fallsupervision wird immer wieder als sehr hilfreich und stützend erlebt. Die Stärkung der Persönlichkeit wirkt sich nicht nur auf die jeweilige Gesundheit und Resilienz aus, sondern fördert die eigene Professionalisierung und viele Aha-Erlebnisse.

Kontakt: DGSv-Supervisorin, Stockumer Eichen 6, 59519 Möhnesee

Homepage: www.schulte-kloke.de

Stenzel, Heidrun

Dipl.-Supervisorin, Dipl.-Sozialarbeiterin, Lehrende/Lecturer an der TH Köln, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften

Kontakt: Langenhagen 49, 33617 Bielefeld

Vogel, Lars

Dipl. Sozialpädagoge; Berater (SG); Supervisor (SG); freiberuflich Dozent

Walpuski, Volker Jörn

Master of Arts; Freiberuflicher Supervisor (DGSv), Mediator (BM®) und Organisationsberater. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Hannover, Forschungsschwerpunkt,

Arbeitsbezogene Beratung zwischen kritischer Aufklärung und Gouvernamentalität.
Kontakt: volker.walpusik@hs-hannover.de
Homepage: www.orevo.de